



# DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



KAUKASISCHE  
REISE

Titelbild:  
Alaverdi, Kathedrale St. Georg  
(Erstes Viertel des 11. Jh.)

© Copyright by: Karawane-Verlag Ludwigsburg  
Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.  
Satz und Druck: WachterDruck, Bönningheim.

DIE KARAWANE  
24. Jahrgang 1983 – Heft 1

# KAUKASISCHE REISE

## Christliches Erbe im Kaukasus



herausgegeben im  
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG  
mit Unterstützung der Karawane Studien-Reisen und des  
Büros für Länder- und Völkerkunde  
Ludwigsburg

# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
<i>Volker Eid</i>	
GEORGIEN UND ARMENIEN	
TAGEBUCHNOTIZEN EINER NEUEN REISEROUTE . . .	3
<i>Hubert Kaufhold</i>	
DIE BAGRATIDEN	
IN GEORGIEN UND ARMENIEN . . . . .	37
<i>Ulrich Bock</i>	
KARMIR WANK, BAGNAIR, ÇALA UND URTA -	
ZEUGNISSE GEORGISCHER UND	
ARMENISCHER KULTUR IM NÖRDLICHEN	
OSTANATOLIEN . . . . .	60
REISEN NACH OSTANATOLIEN . . . . .	83

*Volker Eid*

## **GEORGIEN UND ARMENIEN**

*Tagebuchnotizen von einer neuen Reiseroute  
- für die Teilnehmer unserer Reise im September 1980 und für  
alle, die zukünftig diese schöne Reise unternehmen wollen.*

Natürlich sind Reisen in die Sowjetrepubliken Georgien und Armenien nicht neu. Auch nicht jene „detailreicheren“ Studienreisen, welche neben der Begegnung mit Leuten und Land auch die Erfahrung der mittelalterlichen Kultur der beiden Länder zum Ziele haben. Wir hatten uns aber vorgenommen, diese Karawane-Reise so reich wie möglich auszugestalten, und das heißt reicher, als es die von den Intourist-Büros in Moskau, Tiflis und Eriwan normalerweise vorgesehenen Programmangebote ermöglichen. Ich will nicht bestreiten, daß ich wegen der relativ knappen Programmzusagen von Intourist-Moskau nicht ganz und gar zuversichtlich die Reise begann. Um so mehr freue ich mich jetzt, nahezu einschränkungslos sagen zu können, daß unser Studienreise-Vorhaben bei den zuständigen Intouristbüros auf großes Interesse stieß und vor Ort intensiv unterstützt wurde. Ich möchte ausdrücklich Frau Alewtina von Intourist-Moskau und Frau Manon von Intourist-Tiflis danken, selbstverständlich auch den Damen, die uns in Moskau, Zchaltubo, Gori, Telawi, Tiflis und Eriwan begleiteten. Und ich vergesse auch nicht die zuverlässigen und sehr hilfsbereiten Busfahrer. Schließlich: Eine Reise kann nicht gut gelingen, schon gar nicht eine solche, ohne das grundsätzliche Einvernehmen aller, die sie zusammen unternehmen. In diesem Sinne danke ich allen, mit denen ich die Reise unternehmen durfte. Nun aber die Notizen:

*Freitag, 5. September 1980:* Flug von Frankfurt am Main nach Moskau. Ankunft in dem zur Olympiade neu errichteten Flughafen. Von hier begleitet uns das internationale Flair der „großen weiten Welt“ in das ganz neue Hotel Kosmos. Wie eine überdimensionale konkave Kunstwand spannt es sich vor dem Allunions-Park im Norden der Hauptstadt auf.

*Samstag, 6. September 1980:* Moskau noch ganz in Olympia-Façon: Selbst bei trübem Licht wie jetzt blenden die goldenen Kuppeln der Kremlkirchen. Ohne Gerüst die vielfarbene und vielkuppelige Basilius-Kathedrale. Viele, sehr viele Besucher im Kreml und im Jungfrauenkloster, bei weitem nicht nur Ausländer. Mir fällt auf, wie sehr das alte, das zaristische Moskau hinter

den Bauten der Nachrevolutionszeit und der Moderne verschwunden ist. Die (zur Olympiade frisch gestrichenen) eleganten Bahnhöfe aus dem vorigen Jahrhundert, einige Barockpalais, die barocken Kirchen („Sehen Sie die schönen kleinen Museen!“, sagt Ludmilla, die freundliche Führerin) – das alles wirkt inselhaft eingestreut in die Großraumarchitektur der Stadt mit den elementar durchgezogenen Straßenachsen. Ich kann mich – gerade jetzt bei dem leicht dunstigen Wetter und den gewaltig aufgetürmten Wolkenbergen am Himmel – nicht der Wirkung der gigantischen Hochhäuser entziehen: Wie ferne Traumbur-



Moskau, Kreml – Mariä Verkündigungskathedrale.

gen treiben sie sich massig und zugleich ungespitzt, dabei geisterhaft dunstig am fernen Horizont der Boulevards empor: heroische Gesten inszenierter revolutionärer Erhabenheit.

Am späten Nachmittag Flug nach Suchumi. Über den Wolken strahlender Sonnenschein. Dann tauchen wir aber in eine unglaublich schwarze Gewitterwolkenschicht ein. Regennacht in Suchumi, dem berühmten Meerbad am Schwarzen Meer. Und spät ist es, als wir in einem überfüllten Restaurant das Abendessen einnehmen. Der Szenenwechsel könnte nicht perfekter arrangiert sein. So plötzlich sind wir der georgischen Vitalität ausgesetzt, daß wir das alles erst einmal mitverdauen müssen: Die höchst sympathische südliche Freude am gemeinsamen Essen und Trinken; den chaotischen Lärm der Tanzkapelle, zu dem sich die Paare mehr als intensiv rhythmisch bewegen. Und dann auch die fast ekstatischen Solotänze einiger vom hervorragenden Wein getriebener Jungmänner. Einer von ihnen füllt am Höhepunkt der Feier weithin sichtbar ein Weinglas, stellt es auf den Boden, geht, immer noch tanzend, langsam davor in die Knie, packt das Glas mit den Lippen, erhebt sich, beugt den Kopf nach hinten und läßt sich, bei weit ausgestreckten Armen, den Wein in die Kehle laufen. Beifall. – Dann machen wir uns auf den Weg nach Zchaltubo. Es regnet in Strömen; der Busfahrer bewahrt Ruhe und Humor. Sehr späte Ankunft im Hotel.

*Sonntag, 7. September 1980:* Nach wie vor graue Wolken am Himmel. Der Regen hat sich aber leicht beruhigt, und wir brechen auf zum Tagesausflug zum Kloster Gelati und zur Kathedrale von Nikorzinda. Das Kloster *Gelati* liegt wenige Kilometer nordöstlich Kutaisis, weithin sichtbar auf einem der Bergabhänge über dem imposanten Flußtal des Rioni. Seit der Einigung Georgiens um 1000 und bis zur Wiedereroberung der alten Hauptstadt Tiflis (Tbilisi) war Kutaisi die Königsresidenz und Gelati das Hofkloster. Vom überragenden König David IV., dem „Erbauer“, zu Beginn des 12. Jahrhunderts gegründet, entwickelte sich das Kloster nach dem Willen des Gründers sehr bald zu einem beachtlichen wissenschaftlichen Zentrum, nicht nur der Theologie und der Philosophie, sondern aller mittelalterlichen Geistes- und Naturwissenschaften, auch der Künste. Die Akademie von Gelati griff da die besten byzantinischen Traditionen auf. Sehr aufgelockert und doch räumlich spürbar koordiniert: die Bauten der Hauptkirche, der Georgskirche, der Kapellen, der Akademie. Auffällig der Gegensatz zu den meist enggedrängten Baukomplexen der armenischen Klöster. Natürlich beweist das beachtliche Mosaikfragment in der Apsis der Hauptkirche (Muttergottes mit dem



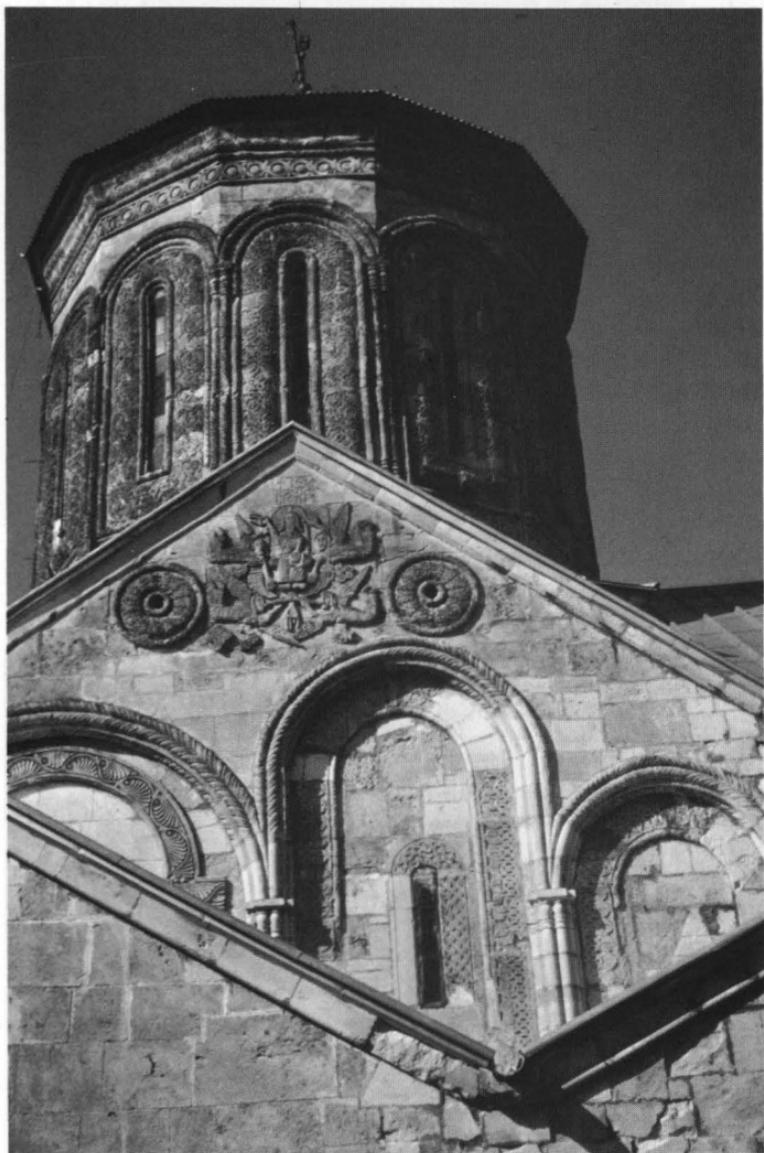
Hauptkirche des Klosters Gelati (1. Hälfte 12. Jh.).

Jesusknaben und zwei Engelsgestalten) auch die künstlerische Nähe zu Byzanz. Selbst im dunklen Regenwetter lassen wir uns von der Eleganz der Kuppelkirchen bewegen. Die Nässe auf den Metallschutzdächern wirkt wie eine leuchtende Patina über dem gelblichen Braun der Gebäude. Die Begegnung mit diesem gut erhaltenen und wichtigen Kloster aus der hohen Zeit des georgischen Königreiches beeindruckt selbst die fröstelnden Besucher sehr.

Noch viel weiter nordöstlich, tief in den Waldbergen der alten Provinz Ratscha erhebt sich auf einem Hügel, einer Skulptur gleich, die alte Bischofskirche von *Nikorzinda*. Neben ihr, aber in gebührendem Abstand, der behäbige Glockenturm. In dem Wohngeschoß unter dem Glockenstuhl richtet man derzeit dem Pfarrer eine gewiß nicht sehr bequeme Wohnung ein.

Die zu Beginn des 11. Jahrhunderts unter Bagrat III., dem ersten König des vereinigten Georgien, errichtete Kirche zeigt sehr deutlich, daß sie ganz in der architektonischen Aufbruchsbewegung steht, welche während des 10. Jahrhunderts in der heute türkischen und völlig islamisierten Provinz Tao-Klardschetien entstand und dort so überragende Kirchenbauten hervorbrachte wie zum Beispiel Öschk, Haho, Ischchan, Dörtkilise. Die nämliche architektonische Experimentierfreude wie dort zeigt sich hier in der außergewöhnlichen Sechspananlage, welche dem von Fresken des 16. und 17. Jahrhunderts farbig bestimmten Innen-

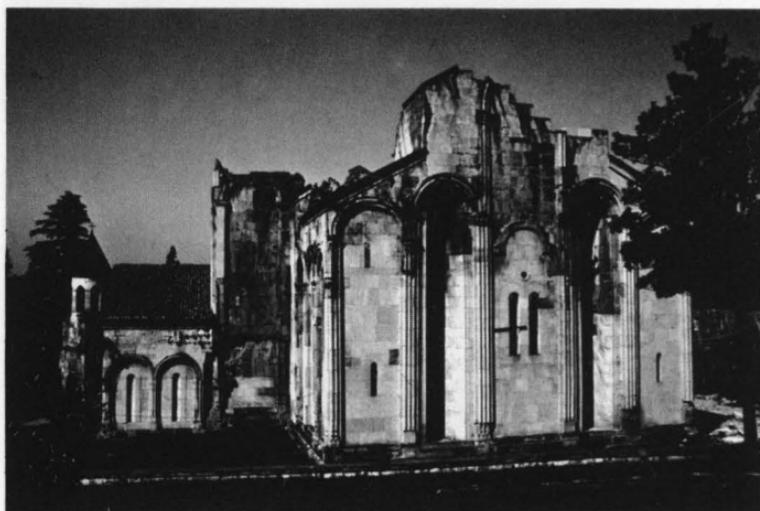
raum zu einer fast tänzerisch-ausgeglichenen Bewegung aus hochgereckten Arkaden und Apsiden verhilft. Die alles beherrschende Kuppel trägt um die hohen, engen Fenster einen gezügelte-hervorquellenden Reliefschmuck. Die ganze Kirche zeigt am Außenbau eine sehr vornehme Ornamentik. Stark ausge-



Nikorzminda (Anfang des 11. Jhs.).

prägt die Christussymbolik der figürlichen Reliefs hoch oben in der Giebelzone des nach dem Kreuzgrundriß gestalteten Außenbaus: Zum Osten hin die Verklärung Christi auf dem Tabor; die Szene wird von zwei Reiterheiligen flankiert. Nach Süden zu Christus als Weltenrichter, von vier Engeln umgeben, deren zwei die Posaunen des Gerichts blasen. Nach Westen Christus als Pantokrator. Die Reliefs geben sich auf den ersten Anschein hin fast linkisch, aber höchst eindringlich, wenn man sie auf sich wirken läßt: Ungemein expressiv die Weltenrichter-Szene, bei der die Hände dynamisch vergrößert erscheinen. Ist dies eine Warnung an den Menschen, oder tröstliche Versicherung der alles umgreifenden Macht Christi? Eher Letzteres; denn das Gesamtprogramm, die Reliefs der Tympana über den Pforten einbezogen, gilt Christus, dem Gekreuzigten und Erhöhten. Außergewöhnlich, wenn auch bei der georgischen Gestaltungsfreude nicht erstaunlich, diese bildhafte Glaubensproklamation nach allen Himmelsrichtungen und hochehrhaben am Außenbau der Kathedrale. Der Bau ist eigentlich eher klein und zurückhaltend, gar nicht monumental. Dennoch inmitten der Berglandschaft mit dem saftigen Grün der Wiesen und den dunkleren Grünflächen der riesigen Laub- und Mischwälder ein nachhaltiger Akzent.

*Montag, 8. September 1980:* Endlich, eine strahlende Sonne an einem tiefblauen Himmel. So zeigt sich uns die Ruine der von Bagrat III. erbauten Kathedrale zu *Kutaissi* als fast schon unwirklich strahlende Architektur. Das Fragment ist poetisches Ereignis.



Kathedrale zu Kutaissi (Anfang des 11. Jhs.).



„Markt“ auf der Straße nach Gori.

nis, der Kontrast zwischen der in großartigem Schwung vollkommen und festlich wirkenden südlichen Eingangshalle und dem durch die türkische Zerstörung bewirkten Raumverlust im ehemaligen Kircheninneren wirkt ein wenig märchenhaft. Doch trägt auch diese Kirche das Stigma eines verheißungsvollen, phantasiereichen und sowohl handwerklich wie künstlerisch überaus reifen Aufbruchs, wie er sich sonst nur noch an den schönen Kirchenbauten der schon erwähnten türkisch-georgischen Region findet. Die Bagratkathedrale in Kutaisi ist das Scharnier zwischen dieser für das politische Durchhalten und die auf allen Lebensgebieten blühende Entfaltung Georgiens schlechthin ausschlaggebenden Provinz (dem ehemaligen Teilkönigreich Tao-Klardschetien) und der vollen Entfaltung des unter dem überragenden Herrscherhaus der Bagratiden vereinigten mittelalterlichen Königreichs Georgien.

Bestimmt ist dieser Morgen auf dem Kathedralberg der ehemaligen Hauptstadt Georgiens nicht so leicht zu vergessen, hoch



Zionskirche von Ateni (11. Jh.).

über dem Rionital und inmitten einer weit geöffneten Gebirgslandschaft. Alles wirkt fruchtbar, wuchernd und sommerlich. Und so erleben wir auch die lange Gebirgsfahrt nach Gori; unterwegs bieten Bäuerinnen am Rastplatz Feigen an, Datteln, Tomaten und Nüsse. *Gori*, die mit ihrer Geschichte weit bis in die Antike ausgreifende Stadt, wird städtebaulich von der mittelalterlichen Festung bestimmt und bewahrt ein bemerkenswertes Zeugnis ihres wohl bekanntesten Sohnes, des Josef Stalin, auf: Sein ärmliches Geburtshaus, unter einen neoklassischen Marmorbaldachin gestellt.

Am Nachmittag Besuch der aus dem 7. Jahrhundert stammenden Zionskirche von *Ateni*, welche am Ende eines fruchtbaren, mit Obstbäumen bepflanzten Flußtales steht, gerade unterhalb des Passes, über welchen die mittelalterliche Straße zum byzantinischen Reich führte. Ein wuchtiger und klarer Kreuzkuppelbau (für die Kundigen: Dschwari-Typus). Während unseres Besuchs bricht aus dem schon wieder dunkelbewölkten Himmel das Sonnenlicht und erfaßt den Kirchenbau vor einem weithin dunklen Gebirgshintergrund; das bewirkt eine geradezu phantastische körperlich-strahlende Präsenz in Licht- und Schattenflächen und in majestätischen Umrißlinien. Mitten in einem Weinberg steht dieser Bau. Von den schönen Fresken können wir nur einige sehen, da das Innere der Kirche eingerüstet ist. Mir fällt auf, wie originell die aus der byzantinischen

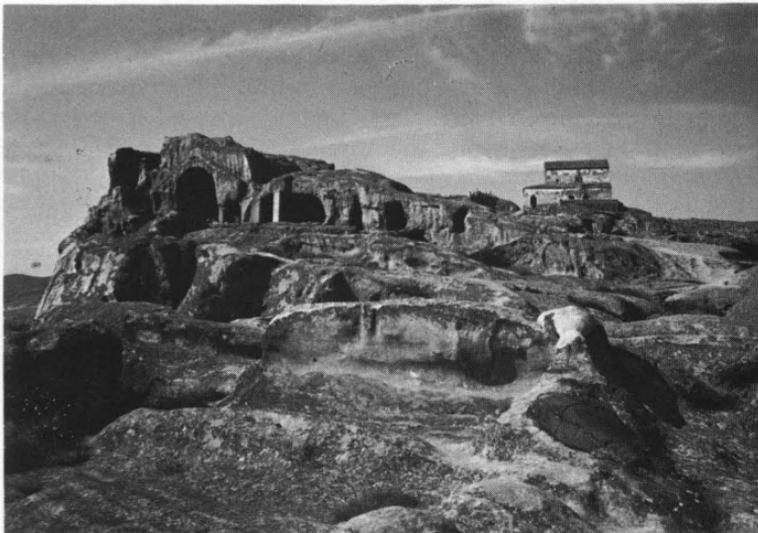
Kunst sehr bekannte Szene der Geburt Jesu wirkt: aufgelockert, sehr erzählerisch, ohne aufdringlich zu sein, lebendige Zeichnung und ruhige Farben.

Es ist gut, daß wir vor dem wegen der Restaurierung verschlossenen Tor der Mauer um das Kirchengelände nicht aufgegeben hatten. Mauerüberwindende Energie bei einem unserer Teilnehmer wie auch bei einem gerade eintreffenden Arbeiter halfen das Tor öffnen.

In *Urbnissi*, einem kleinen Dorf westlich Goris, lernen wir zum Tagesabschluß noch den anderen, den einfacheren Kirchenbautyp der ersten christlichen Bauepoche in Georgien kennen: die Basilika (von etwa 600). Der Bau ist still und einfach, oft geflickt (ein anderes Wort will hier nicht passen) und gar nicht ehrgeizig.

Die Kirchen von Kutaissi, Ateni und Urbnissi umreißen im Erlebnis eines einzigen Tages die spannungsvolle Entwicklung nicht nur einer reichen künstlerischen Kraft, sondern vor allem auch eines genialen und in aller Genialität sehr vitalen Volkes. Freundlich sind die Leute in Urbnissi und sehr interessiert. Der Eindruck kommt gar nicht erst auf, da bestaunten Touristen die Einheimischen oder umgekehrt. Und das ist eigentlich ganz schön.

*Dienstag, 9. September 1980:* Leider müssen wir aus technischen und aus Zeitgründen auf den Besuch der Felsenstadt Uplizische



Felsenstadt Uplizische.



Kirche von Samtavisi.

verzichten. Wir fahren sofort zur Kirche von Samtavissi. (Der Zeitpunkt der morgendlichen Abreise erweist sich jeden Tag neu als spannendes Ereignis: Gelingt es, den Frühstückstermin noch etwas vor die offizielle Zeit um 9 Uhr zu schieben? Und können wir dann auch bald nach 9 Uhr wirklich abreisen? Die sehr südländischen Georgier, dann aber auch die Armenier gehen den Tagesbeginn mit großem Bedacht an, wir unter den gegebenen Umständen mit ein wenig Ungeduld. Ein Glück nur, daß man hier spät zu Mittag speist und daß immer etwas zu essen da ist, auch wenn wir erst spät erscheinen.)

Auch die heute sehr einsame Bischofskirche von *Samtavissi* wirkt inmitten einer von weiten Wiesenflächen und eher sanften Hügeln bestimmten bukolischen Landschaft wie eine Skulptur. Über einem „Tonnenkreuzbau“ des 11. Jahrhunderts (eng verwandt mit den gleichzeitigen Kirchen in Mzcheta), erhebt sich eine im 17. Jahrhundert überhöht restaurierte Kuppel. Alle Fassaden umzieht eine große Blendarkadenreihe. Barock spielfreudig und überquellend die Ornamentik der Ostfassade. Dies hat etwas Virtuoses an sich, hart an der Grenze zur Aufdringlichkeit; aber eben nur hart an der Grenze. Und so finden wir es faszinierend, dieses Spiel mit den Arkaden, den Granatäpfeln, den Weintrauben. In der Mitte alles dessen das ganz und gar ornamental gefaßte Kreuz, gewaltig in die blendende Morgensonne gehalten. Und wie eine zufällige persische Reminiszenz das Dra-

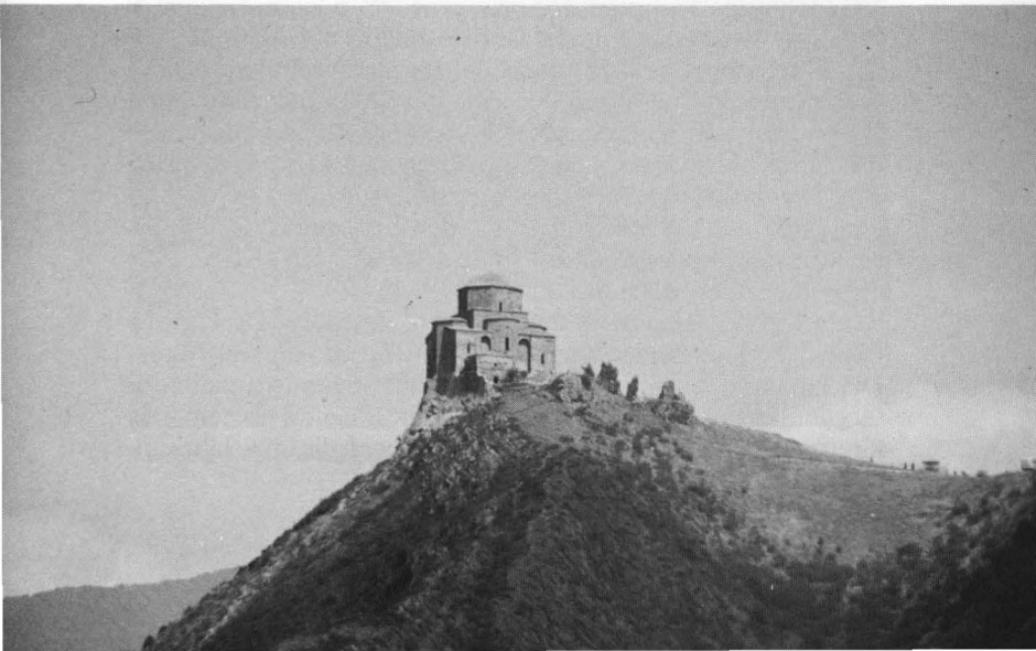


Mzcheta, Kreuzrelief an der Kreuzkirche.

chenrelief: merkwürdig einsam und „einseitig“ auf einer sonst von purer Symmetrie bestimmten Fassade. Starke rhythmische Schattenakzente: die tief eingeschnittenen Dreiecksnischen, welche ja die georgische, auch die armenische Kirchenarchitektur sehr typisch kennzeichnen.

*Mzcheta* – die alte religiöse und politische Hauptstadt im Tal der Kura. Unvergeßlich der Blick von der alles überragenden Kreuz-

Mzcheta, Kreuzkirche (Dschwarikirche). 2. Hälfte 6. Jh.





Mzcheta, Kathedrale Sveti Zchoweli (1010).

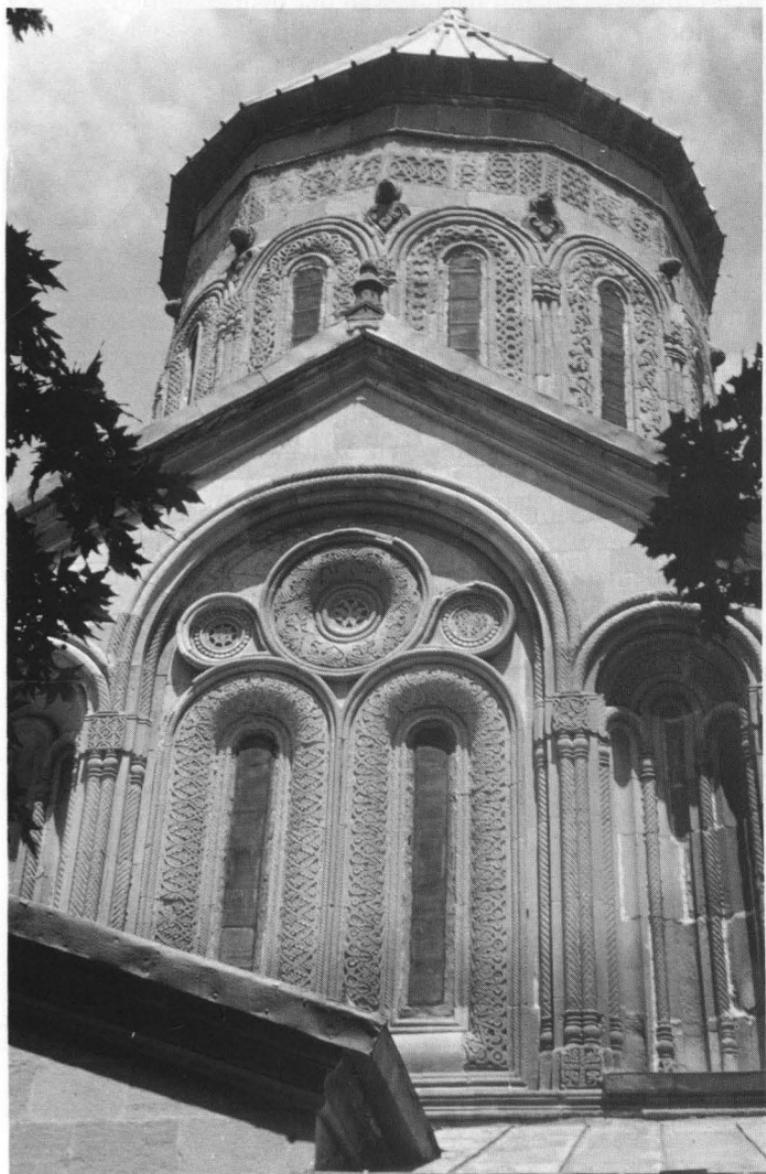
kirche (Dschwarikirche) auf die uralte Stadt: auf den Fluß; das deutlich abgehobene Festungsgelände der Kathedrale Sveti Zchoweli, der Begräbniskirche der Bagratiden; auf die Klosterkirche Samtawro. Hier bei Samtawro begegnen sich Beginn und Hohe Zeit der georgischen Kirchengeschichte: Da das winzige Kirchlein zu Ehren der Missionarin Nino aus dem 4. Jahrhundert und dort die hochaufsteigende, wie gemeißelt der Sonne begegnende Kreuzkuppelkirche mit ihrer ebenso eleganten wie strengen Arkadenornamentik.

Von der oftmals umgebauten bzw. erneuerten Kathedrale Sveti Zchoweli behalte ich mir das Christusbild in der Apsis in meiner Erinnerung: Es stammt aus der (byzantinisch gesprochen) Komnenen-Zeit, also aus der Zeit um 1100, und zeigt einen Pantokrator von majestätischer Güte. Das Christusbild erfüllt die ganze hohe Apsis. Der hohe Kirchenraum wirkt dadurch eher wie ein riesiger Versammlungssaal zu Ehren des Weltenherrschers. Und dennoch habe ich den Eindruck, daß mir dieser Christus eher interessiert, wenn auch ein wenig ernst, aber eben doch völlig machtfrei entgegenblickt.

Beide Kirchen sind sehr steil gebaut. Faszinierend die große Leichtigkeit, mit der die Kuppeln auf dem Stützensystem aufruhren. Die Proportionen wirken völlig entspannt und entspannend.

Gegenüber der Stadt erhob sich einst auf hohem Felssporn das Kreuz der Nino. Und hier überragt heute noch die im 6. Jahrhun-

dert errichtete Dschwarikirche das ganze Tal: der Urbau aller Kirchen dieses Kreuzkuppeltyps mit dem aus vier Konchen und der zentralen Kuppel sehr plastisch gestalteten Innenraum. Über dem Portal der Kirche eines der frühesten Reliefs mit dem Thema der Erhöhung des Kreuzes Christi. Die gewaltige Erhebung



Mzcheta, Klosterkirche Samtawro (Anfang 11. Jh.).

der Kreuzkirche über das Tal ist wie eine allgegenwärtige Geste, ohne Triumphalismus, aber sehr bestimmend, sehr *fühlbar* gegenwärtig.

Nach dem späten Mittagessen in Tiflis erste Begegnung mit den Menschen dieser eleganten, nonchalanten Stadt auf dem Rustaweli-Prospekt, benannt nach einem der bedeutendsten Dichter des Hohen Mittelalters: Shota Rustaweli.

Dann Fahrt in das Weinland Kachetien, nach Telawi. Unterwegs eine sehr geschickte und sehr schnelle Reparaturarbeit unseres neuen Busfahrers. In Telawi freundliche Begegnung mit vielen Landsleuten aus dem Osten Deutschlands.

Am Abend vital-lärmende Kapelle während des Essens; hervorragender Sekt. Später spielt die Kapelle eines der ruhigen, harmoniereichen und zugleich rhythmisch akzentuierten georgischen Lieder. Die zusammen tafelnden Bus-Chauffeure singen spontan mit.

*Mittwoch, 10. September 1980: Telawi:* Alte Festungsmauern, Heimatmuseum, malerische Altstadt. Dann Ausflug ins Tal des Alasani zur Georgskathedrale von *Alaverdi*. Strahlend weiß leuchtet uns die Kirche entgegen. Den „weißen Schwan“ nennt man sie hier. Weniger perfekt, erdhafter wirkt sie als ihre Schwestern in Samtawissi und Mzcheta. Trotzdem: Palastartige, wuchtige Wände im Innern. Steile Proportionen. In der Apsis bedeutender Rest eines wiederum sehr stillen und den-



Kloster Ikalto (11./12. Jh.).

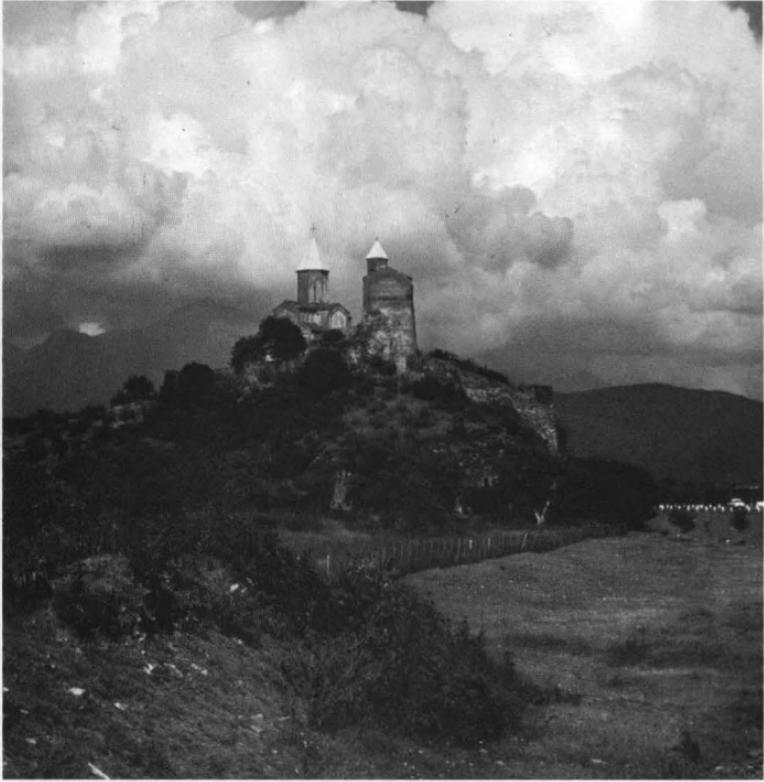


Kloster Alt-Schuamta (5. Jh.).

noch festlichen Freskos des 11. Jahrhunderts: Maria mit dem Kinde. Diese Kirche scheint mir, gerade wegen ihrer geringeren Perfektion, sehr viel von der spezifischen georgischen Spiritualität zu verkörpern: das Aufleuchten in der Flußebene, lässige Toleranz in der Erscheinung des Baus nach außen, aber monumentaler Bauwille im Innern: Glaubenskraft, Selbstbewußtsein und Humor. Vielleicht läßt uns Deutsche aus West und Ost das Gespür für diese Mischung hier so lange bleiben. Draußen vor der Klostermauer im kleinen Fluß suhlt sich eine Schweineherde.

Später das malerische *Ikalto*, wo einst David IV. die neben Gelati zweite bedeutende Akademie gründete. Und dann auf einem romantischen Waldplatz am Gebirgsrand die drei einsamen Kirchen des ehemaligen Klosters von *Schuamta*: eine Basilika und zwei zentrale Kuppelkirchen. Hier ist alles noch so einfach und klar, ein wenig paradiesisch, so wie wir uns allen Anfang erträumen: Klosterleben als Verinnerlichung. Lassen wir es so gelten. Diese drei einfachen Bauten wirkten ein wenig verklärend und unwirklich. Vermutlich ist es ihre Bestimmung, uns gerade dies zu schenken. Unweit davon die Kirche und die wie eben erst verlassen wirkenden Klostergebäude von *Neu-Schuamta* (16./17. Jahrhundert).

Für den Nachmittag gelingt es uns, eine Spezialerlaubnis zum Besuch des Klosters *Nekressi* zu erhalten. An reichen Weinbergen fahren wir vorbei, die Ernte ist im Gange. Kurze Begegnung mit der einstigen Fürstenstadt *Gremi*. Nur noch Kirche und Festungsturm ragen auf steilem Fels malerisch empor.



Gremi, im 16. Jh. Hauptstadt von Kahetien. Blick auf den königlichen Palast und die Kirche aus dem Jahre 1565.

Zum Kloster *Nekressi* müssen wir eine knappe Stunde lang über einen sehr angenehm schattigen Waldweg hochsteigen. Oben bei den Ruinen gibt sich eine Familie dem geliebten Picknick hin. Die alten Gebäude (vom 4. Jahrhundert bis zum Hohen Mittelalter errichtet), die Kirchen und der Bischofspalast, leuchten in der späten Nachmittagssonne; über alles wirft der dicht herandrängende Laubwald Schattenreflexe. Weit draußen verdämmert die Ebene in dunstigen Grün- und Blautönen.

Ich ertappe mich jetzt dabei, wie ich das nun doch erst einmal verarbeiten muß, was ich wohl schon wußte: daß dieses Land sehr früh eine erstaunliche christlich-mittelalterliche Kultur entwickelte, welche der westlichen in keiner Weise nachstand. Die kleine Kirche da sah schon vor 1600 Jahren Menschen, die ihr Leben an Jesus von Nazareth ausrichteten. Nekressi, seine unscheinbaren und ungemein sympathischen Ruinenbauten, macht nachdenklich.

*Donnerstag, 11. September 1980: Stadtrundgang in Telawi mit der dynamischen, vorzüglich französisch parlierenden, aber auch recht gut deutsch sprechenden Intourist-Direktorin. Telawi – das ist das alte Georgien: Festungsmauern wie aus dem mittelalterlichen Bilderbuch schlechthin, eine bezaubernde Altstadt. Heroisches Denkmal des vorletzten georgischen Königs Herakles: himmelstürmende Reiterfigur.*

Nachmittags Fahrt nach *Gurdschaani* zur Kwelazminda-(Allerheiligen-)Kirche aus der Zeit um 900. Ganz versteckt im lauschigen Waldtal liegt sie. Auch hier Picknick mit Spießbraten; die freundlichen jungen Leute laden immerfort ein. Es duftet auch alles sehr gut und eigentlich auch verlockend; nur, wir kommen gerade vom Essen. So belassen wir es bei freundlichen Antwortgesten.

Die Kirche wird in der Literatur mit Recht als ein Unicum beschrieben: Zwei Kuppeln über langgestrecktem, basilikalem Tonnenraum. Und dazu noch mit der feudalen Funktion, den Herrscher zu präsentieren: Von der Galerie über dem Südportal mag er sich seinem Volke in imperialer Gebärde gezeigt haben. Versöhnlich aber die kleinen Proportionen des Baus und des so lyrischen Waldtals. Offensichtlich hängt in der Tat sehr viel von den Proportionen ab bei der Macht der Herrscher und beim Gehorsam der Untertanen. Hier dürften sie in etwa gestimmt haben.

Nach einem kleinen Abstecher zur mauerumschlossenen Klosterfestung *Ninozminda* gelangen wir gegen Abend nach *Tiflis*.



Nekressi, Ruine des Bischofspalastes (9. Jh.).



Gurdshaani, Kirche Kvela-Cminda (8. Jh.).

*Freitag, 12. September 1980:* Vormittags Stadtrundfahrt. Offensichtlich das übliche Programm, von einer sehr bemühten örtlichen Reiseleiterin pausen- und daher atemlos kommentiert. Geschichte, Kunst, Religion: alles „handlich“ knapp zusammengefaßt zu Formeln, nichtssagenden. Und Wortkaskaden um die Errungenschaften neuer Wohnblocks, soundsovieler Hochschulen, Gymnasien, Realschulen, Handelsschulen, Volksschulen, Schwimmbäder, Krankenhäuser usw. usw. Besondere Attraktion: die Olympiasieger – peinlich genau mit allen Namen, Sportarten und Medaillen aufgezählt. Sehr geläufig kommt das, die Namen der Sieger gehen, eine endlose und fremdartige Silbenkette bildend, ineinander über. Schade, unter dem Teppich der Worte, Formeln und Zahlen verschwindet die Identität der alten Stadt; fast, aber nur fast übersehen wir die bezaubernde Altstadt unterhalb der mächtigen Narikalafestung. Großartig der Blick von der Metechikirche über die Kura und zur Stadt hin und weiter zum lang ausgreifenden Höhenrücken des Mtatsminda, des Heiligen Berges der Georgier. Doch auch hier gibt leider das ganz und gar Technische hemmungslos den Ton an. Der gigantische Sendemast auf dem Heiligen Berg über Tiflis macht gewiß Eindruck, hat etwas Heroisches; aber mir erscheint er gewalttätig, wenn ich an das bei aller raumgreifenden Macht maßvolle Hochragen der Dschwarikirche über Mzcheta denke.

Später schauen wir von der Hochterrasse des Mtatsminda herab: Fast lautlos liegt die Stadt im Dunst des späten Vormittags. Doch das täuscht; denn die Straßen sind voll Leben, voll von Gesprächen, vom Hupen der Autos, von manchmal aberwitzig-„sportlichem“ Autoverkehr. Dabei elegant und nonchalant, stets ein wenig humorvoll und überaus freundlich, auch und gerade fremdenfreundlich die Menschen. Ich fühle mich wohl hier. Und da löst sich dann auch unsere Begleiterin vom Zwang der Statistik; sie erzählt und schildert und siehe da: sofort hört man ihr zu.

Nachmittags Besuch im Staatlichen Museum der Künste. Die berühmte Schatzkammer ist nicht nur einfach „lohnend“. Vielmehr gehört sie zu den großen Kunstaussstellungen mit Weltgeltung. Nirgendwo sonst ist es möglich, der großartigen Metallkunst des georgischen Mittelalters in einer so geschlossenen Werkauswahl zu begegnen. Was man hier sehen kann, ist ganz große Kunst. Mir gewiß unvergeßlich: das Kruzifix aus dem heute auf türkischem Gebiet gelegenen Ischchan. Und natürlich drängen die, die die Reise nach Türkisch-Georgien mitmachten, zum Triptychon von Haho.

Im ersten Obergeschoß des Museums die hervorragende Architektursammlung. Wer das georgische Mittelalter einigermaßen erfassen will, darf diese Sammlung nicht auslassen, auch wenn er sich da gegen die örtliche Führung ein wenig durchsetzen muß. Übrigens: hier gibt es auch einige Architektur- und Ornamentfragmente, auch Stifterreliefs aus der heute türkischen Südregion Georgiens. Und interessant die Reproduktionen bedeutender Fresken aus georgischen Kirchen. Sehr gut übrigens die zum wissenschaftlichen Personal des Museums gehörende Führerin. Ihr macht ganz offensichtlich unser Interesse Spaß.

Am Abend bei der Metechi-Kirche eine farben- und spielfreudige, sehr musikalische Vorstellung des Rustawi-Ensembles.

*Samstag, 13. September 1980:* „Früh“ (nach Ortsbedingungen: 9.00 Uhr) brechen wir auf nach dem Süden, nach Armenien. Wir überqueren die georgisch-aserbaidshansische, dann die Grenze nach Armenien. Gegen Nachmittag beim *Sevan-See*. Zuvor die malerische Landschaft bei Dilidschan, jetzt das eindringliche Bild dieses geschichtsträchtigen Gebirgssees. Gedankenfetzen: Urartu; Versuch, mir – gegen alle jetzt geltenden Grenzen – das Reich von Urartu als Zentrum vorzustellen in dem Gebiet zwischen Urmia-, Van- und Sevansee; schließlich: das Schicksal der Armenier: von Grenzen zerspaltenes und wegen Grenzen zersetztes und zum großen Teil aufgeriebenes Volk. Es ist gut zu verstehen, daß die Sowjetrepublik Armenien nun endlich als ein si-



Sevan-See. Inselkirchen (9. Jh.).

cheres Refugium der Armenier verstanden wird, und zwar von Armeniern in aller Welt.

Vor dem Mittagessen ist Zeit zu einem Kurzbesuch der beiden Inselkirchen. Viel Ausflugsverkehr. Dabei sind die Kirchen eher spröde, verschwiegen und einsam. Als wir später, vom Restaurant kommend, wieder bei der alten Klosterinsel vorbeifahren, ist sie ganz vom nachmittäglichen Dunst verhüllt.

In Tsaghkadsor („Tal der Blumen“), der schön gelegenen Kurstadt, besuchen wir dann das *Ketschariskloster*. Es ist das erste typisch armenische Kloster, dem wir auf unserer Reise begegnen. Erstaunlich, wie phantasie reich die Armenier ihre Klosterkirchen zu gruppieren verstanden. Hier sind sie alle, ob groß oder klein, an derselben Ostlinie entlang aufgereiht. Das ergibt zum Westen hin einen höchst belebten Innenhof, jetzt, bei unserem Besuch, von der tiefstehenden Sommersonne in ein rötliches Licht getaucht, bei scharfem Schattenwurf. Wie schon in Sevan betrachten wir auch hier die typisch armenischen Khatschkars, die reich verzierten Kreuzrelief-Grabsteine. Abgesehen von der anderen typisch armenischen Spezialität, der großen Kirchenvorhalle (Zamatun), bewundere ich hier einmal mehr (wie oft schon in der allerdings unübertrefflichen Kathedrale von Ani in Ostanatolien) die ungemein entspannte und befreiende Innenraumgestaltung der Hauptkirche.

In *Eriwan* bewohnen wir das Hotel mit dem Namen der alten armenischen Hauptstadt Ani.



Kloster Ketcharis. Im Vordergrund Teilnehmer der ersten Karawane-Gruppe nach Sowjetgeorgien und Armenien im Sommer 1969, damals unter Leitung von Frau Dr. Vera F. Hell.

*Sonntag, 14. September 1980:* Kurz nach dem Aufwachen erlebe ich ganz gespannt, wie nacheinander die Bewohner des gegenüberstehenden Hochhauses auf die Balkone treten und Früh-

sport betreiben. Mit der Zeit geraten sämtliche Balkone in Bewegung.

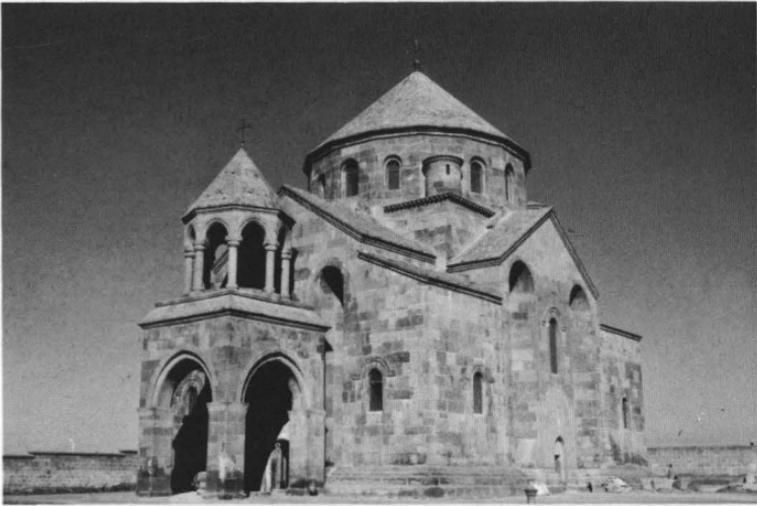
Nach dem Frühstück zuerst großes Palaver mit der örtlichen Reiseleiterin über die Gestaltung unseres Programmes in Armenien. Für manch bedauerlichen Verzicht, der uns abgenötigt wird, kann ich dann den allerdings sehr weiten Ausflug in den Kleinen Kaukasus nach Odsun, Haghbat und Sanahin aushandeln. Der Disput verringert natürlich die Zeit der Stadtrundfahrt. Die Begleiterin verkörpert den schicken, aber auch energischen Charme der Armenier *comme il faut*. Sie spricht, wie übrigens fast all unsere Begleiterinnen, hervorragend deutsch. Die üblichen Errungenschafts-Statistiken (siehe Tiflis) schränkt sie sehr ein, dankenswerterweise. So wird uns eine langwierige Rundfahrt durch die ihrer heutigen Erscheinung nach „sehr neue“ Hauptstadt Armeniens erspart. Und wie haben genug Zeit zum Besuch der recht eindrucksvoll hergerichteten alten Urartäerfestung Erebuni und des dortigen Museums. Über der weiten Ebene südlich Eriwans treten groß und gewaltig der große und der kleine Ararat hervor. Der Gipfel des großen trägt Schnee. Die ferne (weil von Sowjetarmenien aus nicht erreichbar), doch gewissermaßen feierlich-nahe Allgegenwart der Araratberge, der armenischen Schicksalsberge jenseits der sowjetisch-türkischen Grenze, hat selbst für den nur kurz anwesenden Besucher etwas Bedrängendes, Trauervolles. Mir kommt der alte israelische Sehnsuchts-Vers in den Sinn: „An den Flüssen Babylons saßen sie und weinten . . .“

Nach der Legende gelangte hier Noahs Arche zur Erde zurück: Beginn einer neuen, versöhnten Menschheitsentfaltung. Versöhnung hier und heute?

Nachmittags Besuch des Historischen Museums: bedeutende urartäische Funde; sehr gute Rekonstruktionen und beispielhafte Architekturteile von Swartnots und Garni.

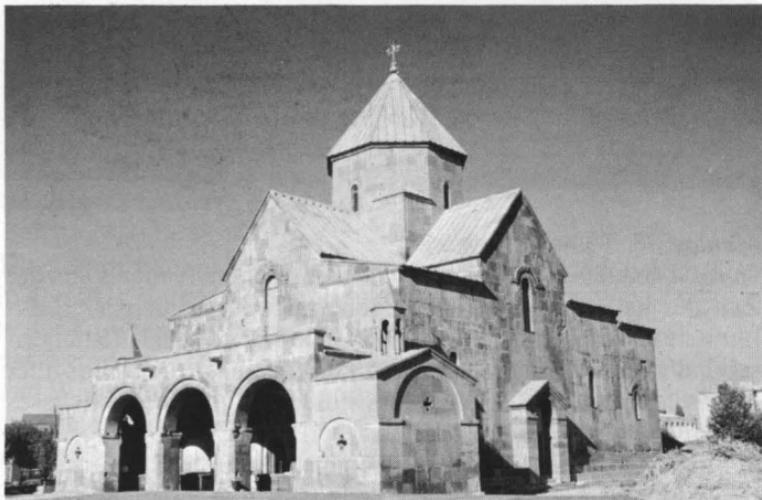


Swartnots, Adlerkapitell (7. Jh.).



Vagharschapat, Kirche der heiligen Ripsime (7. Jh.).

Nachher Fahrt nach *Swartnots* zu den Resten der großen Bischofskirche des 7. Jahrhunderts. Die klassisch-antike Attitüde und die damalige Hinneigung zum Byzantinischen wird hier bei den wunderschönen Ornamentfragmenten und Architekturresten der Rundkirche unmittelbar deutlich. Später die Kirche der heiligen *Ripsime* (massig-ehrfurchtsgebietende Verwirklichung des Dschwarityps) und der heiligen *Gayane* (elegante Kup-



Vagharschapat, Kirche der heiligen Gayane (7. Jh.).



Vagharschapat, S. Etschmiadsin (5.-7. Jh.).

pelkirche, umgeben von einem anheimelnden Bauernhof), beide aus dem 7. Jahrhundert.

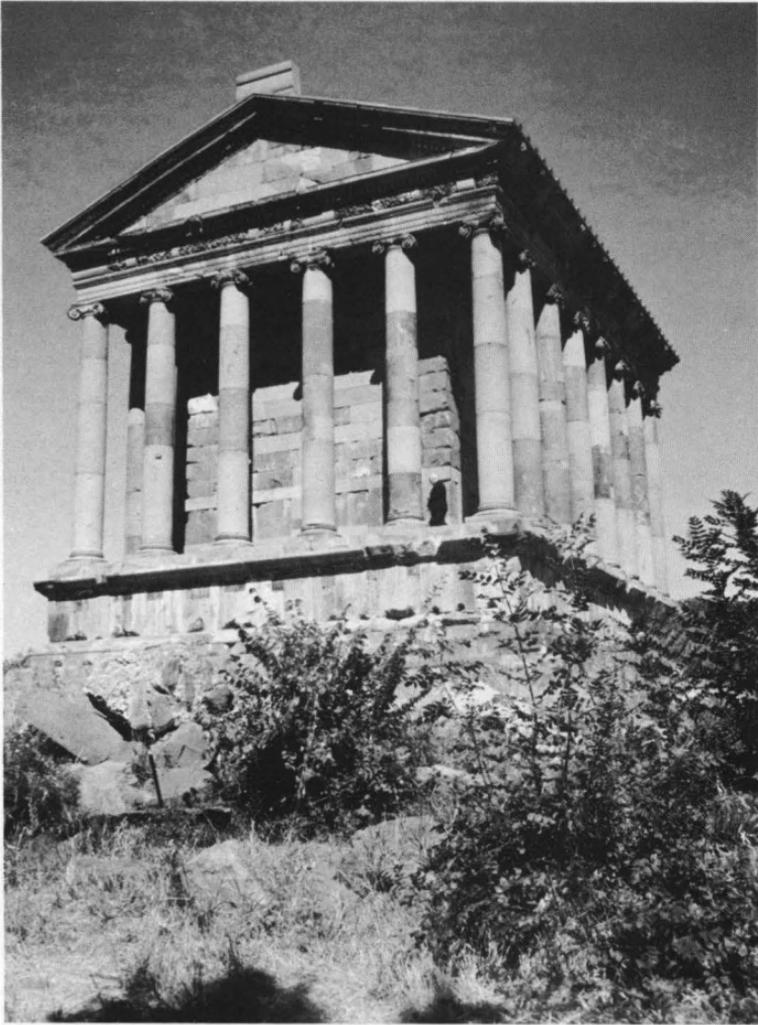
Schließlich *Etschmiadsin*, der „Vatikan“ der eigenständigen monophysitischen Kirche der Armenier. Spielerisch-extravagant und doch stämmig die vielfach umgebaute und erweiterte Kathedrale. Viele fromme Besucher. Vespertagottesdienst und Sakramentenprozession aus der Kirche auf den Vorplatz zu. Farbenfroh die Gewänder der nicht unbedingt streng, eher lässig daherschreitenden Theologiestudenten, der Priester mit ihren spitzen Kapuzen und des Diakons.

Die im Garten aufgestellten Khatschkars werden von der untergehenden Sonne erfaßt. Der Stein scheint von innen her zu leuchten. Die arabeskenhaften Strukturen der Ornamente beginnen vor dem dunklen Hintergrund zu schweben.

*Montag, 15. September 1980:*

*Garni:* Die volle Rekonstruktion des ionischen Tempels aus der Zeit der hellenistischen Arsakidenkönige Armeniens (2. Jahrhundert v. Chr.) hat sich in der Tat gelohnt. Landschaftsbherrschend steht er auf dem höchsten Punkt eines Felsplateaus über dem wildzerklüfteten Tal des Asatflusses. Sehr bewegend dieses elegante Zeugnis aus der großen, sonst so gänzlich zugedeckten hellenistischen Epoche Armeniens.

*Geghard:* Das Höhlenkloster (12.-14. Jahrhundert) läßt gerade nur seine Hauptkirche mit ihrem Zamatun frei im ummauerten



Der Tempel von Garni (2. Jh. v. Chr.).

Klosterhof stehen. Alle anderen Kapellen und Hallen drängt es in den Fels hinein: „Romantische“ Variante des Prinzips klösterlicher Kirchengruppierungen in Armenien. Überquellend reich das Tympanonrelief über dem Haupteingang aus Granatäpfeln und Weintrauben. In der von vielen Pilgern besuchten Kirche ein im Schatten strahlendes barockes Silberkreuz.

*Dienstag, 16. September 1980:*

Ungemein früher Aufbruch („schon“ um 8 Uhr) in den Kleinen Kaukasus. Lange Fahrt auf der uns schon bekannten Straße nach



Kloster Geghard, Kreuzsteine.

Norden, am Sevansee vorbei bis Dilidschan; dann nach Kirowakan und schließlich wieder nördlich nach Alawerdi (nicht zu verwechseln mit dem georgischen Ort gleichen Namens). Die Landschaftseindrücke wechseln ständig und halten uns in Atem: Weit gezogene Flußtäler, immer höher geschichtete Bergmassen; die Farben der Felder, der Wälder, der Felsen mischen sich. Langsam erreichen wir die „heroischen“ Regionen. Das Mittags-Picknick haben wir schon hinter uns, als wir endlich die alte, feierliche Kuppelbasilika von *Odsun* (6./7. Jahrhundert) in der Landschaft



Kloster Sanahin (10.-13. Jh.).

Lori erreichen, steil über dem Rand des Hochplateaus. Während wir die Kirche besichtigen, schaut *uns* eine große, ins schöne Gras plazierte Kindergartenmannschaft höchst interessiert zu. Um das Kloster *Sanahin* zu erreichen, müssen wir zurück ins Tal fahren, um von dort aufs jenseitige Hochplateau zu gelangen. Das massiv zusammengefaßte Kloster ist ursprünglich eine Gründung der armenischen Bagratouni (so die armenische Na-

Kuppelbasilika von Odsun (6./7. Jh.).





Kloster Goschawank (12./13. Jh.).

mensform der georgischen Bagratiden). Es liegt, von Bäumen dicht eingehüllt, am Abhang eines Waldberges. Engstens drängen sich die alten Gebäude aus dem 10. bis zum 13. Jahrhundert zusammen. Weit und schattig wirken gleichwohl die Hallen mit den vielen Grabplatten. Und daß die einst berühmte Akademie genügend Platz fand in diesem engen Raum zwischen den beiden Kirchen, macht mich angesichts unseres heutigen Wissenschaftsbetriebs mehr als nachdenklich. Erwähnenswert: die raumbefreiende Stützstruktur des Zamatuns der Hauptkirche, die schönen Ornamente in der Bibliothek und die sehr intime Rundkirche gleich dabei. Aus der Übersicht vom Berghang oberhalb des Klosters wächst der ganze Komplex zu einer monumentalen Schutzarchitektur zusammen. „Malerisch“ nennt man wohl ihre erhabene Stellung vor dem gewaltigen Gebirghintergrund.

Auch *Haghbat* (wir müssen den Aufstieg zum Hochplateau wiederum von ganz unten aus beginnen) wurde von den Bagratouni gegründet, unter anderem vom späteren König von Ani, Smbat. Wie auch Sanahin erlebte Haghbat aber seine große Blüte mit bis zu fünfhundert Mönchen unter der Herrschaft der Gebietsherren Kiurikin und der Fürsten Zacharian (10. – 13. Jahrhundert). Sehr eigenwillig und distanziert erhebt sich das Kloster über dem Dorfhügel. Dabei wirkt es in seinem leuchtenden Grau eigentlich doch sehr festlich. Es liegt völlig frei ohne jede Bedrängnis. Und die späte Sonne verklärt die Khatschkars. Und sie erlaubt es dem hochgreckten

Glockenturm, sich elegant und zugleich massiv zu präsentieren. Stalaktitenformen an seinen Ecken erinnern an die Nähe zu den türkischen Seldschuken.

Es ist späte Nacht, als wir aus dem Kleinen Kaukasus nach Eriwan zurückkehren.

*Mittwoch, 17. September 1980:* Rückfahrt von Eriwan nach Tiflis. Bei Dilidschan besuchen wir die Klöster von *Haghartsin* (im 11. Jahrhundert gegründet) und *Goschawank* (12./13. Jahrhundert). Ersteres erhebt sich am Ende eines waldreichen Hochtals. Sehr intim drängt es sich in die Talmulde. Nichts könnte lyrischer und ruhiger sein, weniger spektakulär als dieser Ort. Vor den enggedrängten Kirchen eine große, architektonisch sehr eindrucksvoll gestaltete Halle.

*Goschawank* dagegen liegt wiederum gut sichtbar in der Berglandschaft. Es wirkt wie ein Musterkloster. Sein Schmuckstück ist die kleine basilikale Kapelle zum hl. Gregor dem Erleuchter (erster Missionar der Armenier und über alles geliebter Nationalheiliger) und davor der vielleicht schönste Khatschkar Armeniens. – Freundliche Begegnung mit den Leuten des Dorfes. Dann nehmen wir Abschied von Armenien mit seinen längst verlassenen, aber immer noch ungemein wirklichkeitsoffenen Klosterbauten. Und wir nehmen Abschied von einem Land, in dem sich ein altes Volk eine hoffentlich gute Zukunft bauen kann. Dann noch ein kurzer Abend im schönen Tiflis.



Im großen Kaukasus.

*Donnerstag, 18. September 1980:* Wir brechen auf zur langen Reise auf der Grusinischen Heerstraße durch den Großen Kaukasus. Kurzer Halt bei der Festung *Ananuri* (17. Jahrhundert), welche an diesem sonnigen Vormittag schon ein wenig ritter-romantisch vor uns auftaucht. Weiter durch die überwältigend großartige und abwechslungsreiche Berglandschaft, über den Kreuzpaß und dann nach Ordschonikidse.

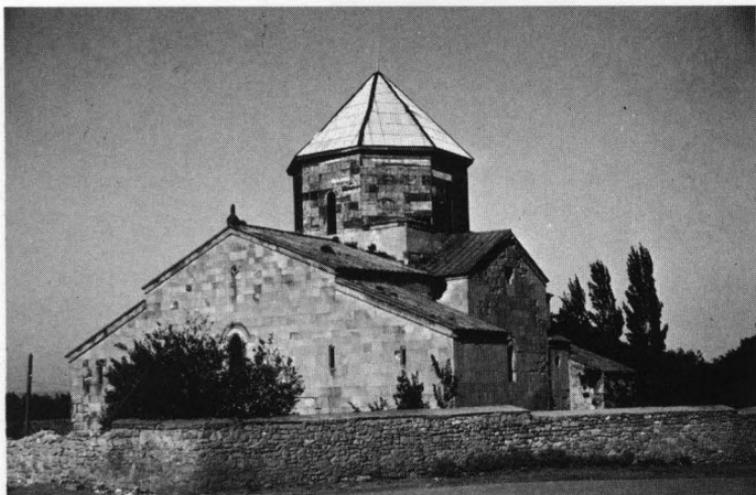
Am Abend suchen wie im regenüberströmten Kurort Pjatigorsk lange vergeblich und auf sehr abenteuerliche Weise nach unserem Hotel. Schließlich landen wir richtig bei einem Campinglager mit Motel. Fröstelnd kommen wir zum Restaurant; und neben einem sehr guten Abschiedessen erfreuen uns ein hervorragender Cognac, ein ausgezeichnete Sekt und Kaviar.

*Freitag, 18. September 1980:* Flug nach Moskau.

*Samstag, 19. September 1980:* Kurzer Besuch in der Ikonensammlung der Tretjakow-Galerie in Moskau. Schöner Abschluß einer solchen Reise.

Festung und Kloster Ananuri (17. Jh.).





Kirche von Zromi (626–634).

### *Nachschrift im Jahre 1982*

Inzwischen hat Frank Teichmann eine KARAWANE-Gruppe drei Wochen lang in Georgien und Armenien geführt. Ich tat ihm das jetzt, ein Jahr später, nach. Und wieder besteht aller Anlaß, Frau Alewtina zu danken, aber auch Frau Jja in Tiflis und Frau Galina in Eriwan. Das Programm war nun noch mehr gefüllt. Den architekturgeschichtlich bedeutenden Palast der georgischen Könige, Geguti, konnten wir sehen: einen recht gut erhaltenen Kuppelbau wenige Kilometer südlich von Kutaissi. Dann sahen wir die altberühmte Kirche von Zromi, den hochgelegenen kleinen Kreuzkuppelbau von Samzewrissi und vor allem auch die hochmittelalterliche Klosterkirche von Kinzwissi mit ihren schönen Fresken. Hier kann man der großen Königin Tamar auf ihrem Stifterbild begegnen, ihrem Vater und ihrem Sohn. Aber unvergleichlich ist der Osterengel von Kinzwissi, majestätisch und leuchtend. Auch Upliszische blieb uns dieses Mal nicht verwehrt. Über eine Hängebrücke erreichten wir die mittelalterliche Höhlenstadt. Von vielen Reiseteilnehmern wurde auch der lange Aufenthalt in Tiflis als angenehm empfunden. Ausführlich besuchten wir die Museen dort. Auch für Eriwan hatten wir einen längeren Aufenthalt als früher vorgesehen. Zwar gab es wieder Disput wegen der Besuchs- und Besichtigungsmöglichkeiten. Immerhin: wir sahen die prächtige, noch ziemlich „frühchristliche“ Kirche von Talin; wir besuchten die Festung Amberd (abenteuerliche Fahrt auf fast fertiger

Straße). Und Aschtarak sahen wir mehrmals, auch die kleinen Kirchen dieser obstreichen Stadt. Immerfort suchten wir hier den Blickkontakt mit Armeniens zweitem Prachtberg, dem Aragatz. Weitere Besuche galten dem Mahn- und Denkmal von Sardarapat und dem großartigen Museum dort. Schließlich erhielten wir auch die Erlaubnis (ausnahmsweise), die Klöster Hovannavank und Sagnoshavank zu sehen. Beide liegen am Rand einer atemberaubenden Schlucht, über dem Kassagh-Fluß. Beide Klöster erwiesen sich als malerische Bauten inmitten einer feldreichen Landschaft, nördlich Aschtaraks.

Soweit dieser Nachtrag. Wünsche bleiben offen: Mamaschen wäre zu besuchen, beispielsweise, ebenso Mastara; beide im Westen des Landes. Im Südosten sind es die Klöster Amaghou und Tatev, die locken; und sonst noch viele andere. Vielleicht werden wir beim nächsten Besuch noch mehr sehen als dieses Mal, wiederkommen werde ich auf jeden Fall! Und wäre es „nur“ wegen der grandiosen Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit der Armenier und Georgier.



Kirche von Samzewrissi (7. Jh.).



Kirche von Talin (7. Jh.).

Kloster Hovannavank (13. Jh.).





Festung Amberd mit Kirche (Anfang 11. Jh.).



Teisebaini (Kamir-Blur), offene (rekonstruierte) Halle. Teisebaini wurde vom urartäischen König Rusa II. ab 673 v. Chr. als Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum für den nördlichen Teil des urartäischen Reiches errichtet. Der Mittelpunkt des urartäischen Königreiches war Tuspa, das heutige Van am Vansee in der Türkei. Teisebaini fiel um 590–585 einem skythisch-medischen Angriff zum Opfer. Dies war gleichzeitig das Ende des urartäischen Reiches. Die Ausgrabungen in Teisebaini haben reiche Funde ans Licht gebracht, die einen guten Einblick in das Leben der Urartäer gewährt haben.

## **DIE BAGRATIDEN IN ARMENIEN UND GEORGIEN**

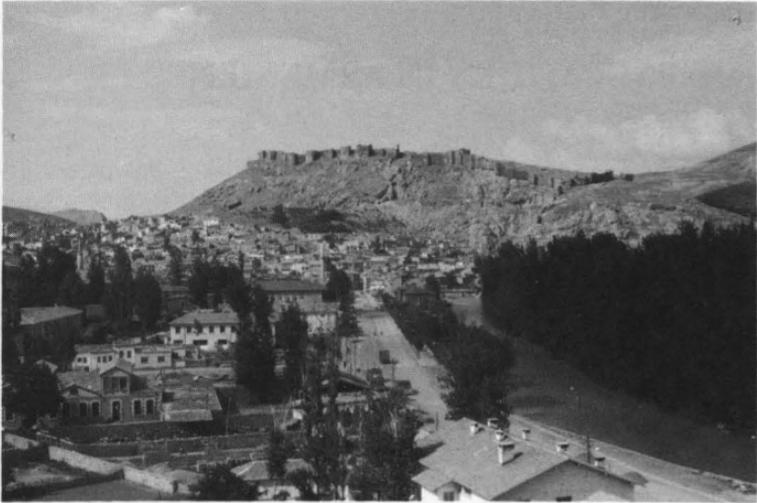
1. Wer den östlichsten Teil der heutigen Türkei, das früher armenische und georgische Gebiet, bereist, stößt immer wieder auf die Familie der Bagratiden. Von Mitgliedern dieser alten und weitverzweigten Dynastie zeugen dort noch heute viele bedeutsame Bauwerke. Einige Bagratiden treten uns sogar als steinerne Stifterfiguren an Kirchen entgegen (so in Doliskana und Oschki; die Figuren der Stifter von Opisa und Tbeti sind heute im Museum in Tbilisi/Georgien), mehrere sind in Bauinschriften genannt.

In der folgenden Skizze soll die Geschichte der Bagratiden und ihrer verschiedenen Zweige kurz dargestellt werden, wobei weder auf Einzelheiten eingegangen noch die sehr wechselhafte Geschichte Armeniens und Georgiens einbezogen werden kann. Die zur Verfügung stehenden zahlreichen Quellen lassen auch manche Frage offen, so daß etwa Lebens- und Regierungsdaten oder auch die Abstammungsverhältnisse keineswegs immer sicher sind; darauf kann hier ebenfalls nicht näher eingegangen werden.

Bemerkenswert ist, daß Angehörige der Bagratidenfamilie sowohl in Armenien wie auch in Georgien anzutreffen sind, obgleich sich Armenier und Georgier vom Volkstum und der Sprache her unterscheiden, darüber hinaus seit dem Anfang des 7. Jahrhunderts auch kirchlich voneinander getrennt sind und längst nicht immer gute Beziehungen zueinander unterhalten haben; es kennzeichnet die heute noch nicht vergessene Rivalität dieser beiden wichtigsten christlichen Völker des Kaukasus, daß oft von armenischer Seite die Bagratiden als armenischen und von georgischer Seite als georgischen Ursprungs angesehen werden.

2. Die Herkunft der Familie liegt allerdings auch etwas im Dunkeln. Man nimmt allgemein an, daß die Bagratiden aus der Gegend von Sper(i) im oberen Tschorochi-Tal (dem heutigen Ispir) stammen, das im Grenzbereich von Armeniern und Georgiern lag. Sie übten dort die Herrschaft über ein kleines Gebiet um Sper(i) und das heutige Bayburt aus; außerdem hatten sie wohl Besitzungen in Mittel- und Südarmenien.

Historisch zuerst bezeugt sind Bagratiden um 300 n. Chr. In einem Bericht über die Bekehrung Armeniens zum Christentum wird unter den fürstlichen Vasallen des aus der Arsakidendyna-



Blick auf Bayburt mit der mächtigen Festungsanlage.

stie stammenden armenischen Königs Trdat III. (griechisch: Tiridates; 298–330 n. Chr.) an vierter Stelle ein Amtsträger genannt, dessen Aufgabe es war, den König zu krönen und die Reiterei zu führen. Von den frühen armenischen Geschichtsschreibern erfahren wir, daß dieses Amt in der Familie der „Bagratuni“ (so lautet die armenische Namensform) erblich war. Einige der frühen Bagratiden werden in den historischen Werken namentlich genannt (vgl. unten Stammtafel I). Dort lesen wir auch, daß sie aus dem „Gau Sper“ stammten. Daß die Familie im nordwestlichen Grenzgebiet ansässig war, läßt sich ferner aus einer anderen alten Quelle schließen, wonach der an der betreffenden Stelle genannte Bagratide beauftragt war, das Gebiet der kaukasischen und lazischen Berge zu bewachen.

Die Geschichtsquellen zeigen deutlich, daß die Bagratiden zumindest seit dem 3./4. Jahrhundert n. Chr. zu den angesehensten Geschlechtern in Armenien gehörten, neben den Kamsarakan, Mamikonian, Rschtuni und Artsruni, um die bekanntesten Familien zu nennen.

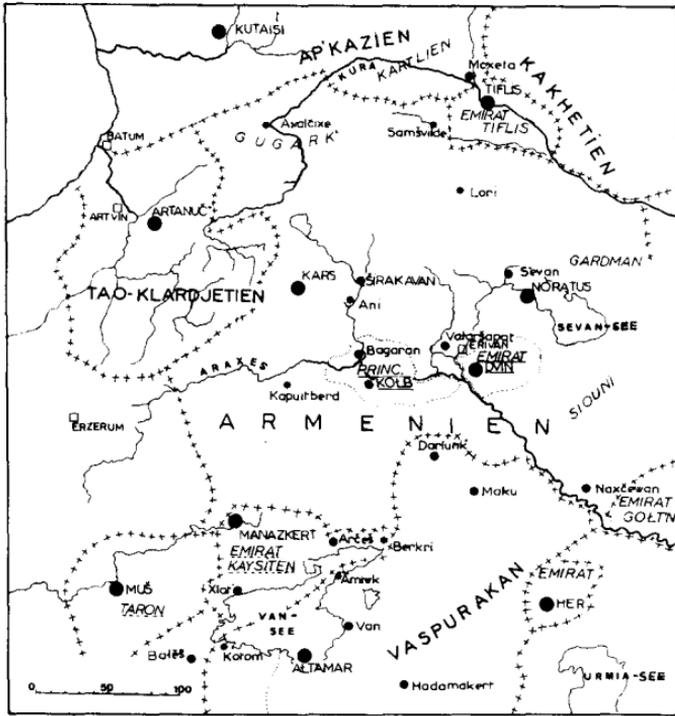
Die Perser, die seit 387 n. Chr. die Oberherrschaft über vier Fünftel Armeniens innehatten – der Rest gehörte zum römisch-byzantinischen Einflußbereich – schafften im Jahre 428 das armenische Königtum ab. Beide Teile Armeniens erhielten zeitweilig einheimische Regenten, die auf persischer Seite „Marsban“ („Grenzhüter“) und auf byzantinischer später „Kuropalat“ (hoher Ehrentitel in Byzanz) genannt wurden. Von den Bagratiden,

die gegenüber den bisher führenden Mamikoniern allmählich an Bedeutung gewannen, waren Smbat IV. (+ 616/7) und sein Sohn Varas-Tirots II. Marsbane; letzterer wurde nach der Eroberung des persischen Reiches durch die muslimischen Heere im byzantinischen Teil Kuropalat. Diesen Titel trugen nach ihm auch sein Sohn Smbat V. und später der gleich nochmals zu nennende Smbat VI.

3. Ebenso wie nach der Abschaffung des armenischen König­tums blieb auch nach der raschen Eroberung durch die Araber (ab 640 n. Chr.) die Bedeutung der führenden Familien Armeniens erhalten. Armenien stand nun zwar unter der Oberhoheit des Kalifen, besaß aber doch eine gewisse Selbständigkeit und wurde von einheimischen Fürsten regiert. Nachdem zuerst noch Mamikonier die beherrschende Rolle gespielt hatten, traten später andere Familien, vor allem die Bagratiden, an ihre Stelle. Der erste von diesen „Fürsten der Armenier“ aus dem Hause Bagratuni war Aschot II. (686–690), später folgten Smbat VI. (693–726), der Arabern wie Byzantinern genehm war und auch – wie erwähnt – den byzantinischen Titel Kuropalat trug, Aschot III. „der Blinde“ (732–748), Sahak (= Isaak) III. (755–761), Smbat VII. (761–772), Aschot IV. (806–826), Smbat VIII. (826–855) und Aschot V. (862–885); s. Stammtafel I und II.

Die Stadtmauer von Ani (10. Jh.). Die erste deutsche Reisegruppe, die Ani besuchte, war im Sommer 1967 eine Karawane-Studienreise unter Leitung von Frau Dr. Vera Hell.





Karte der Königreiche und Herrschaftsgebiete in Armenien im 10. Jahrhundert.

Das armenische Reich bestand damals aus einer Anzahl von Teilherrschaften. Die Bagratiden konnten durch geschickte Politik ihr Gebiet und ihren Einflußbereich immer weiter ausdehnen. Dies führte schließlich zu einer Zeit, als die Macht des Araberreichs geschwächt war, dazu, daß der erwähnte Aschot V., in den Quellen als „Fürst der Fürsten Armeniens“ bezeichnet, vom Kalifen die Anerkennung als König von Armenien erhalten konnte und im Jahre 885 in seiner Residenz Bagaran (südlich von Ani) gekrönt wurde. Auch der byzantinische Kaiser Basileios I. erkannte den neuen König an, der die von den Persern im Jahre 428 n. Chr. unterbrochene Reihe armenischer Könige fortsetzt und als Aschot I. „der Große“ gezählt wird. Wenn damit auch die besondere Bedeutung der Bagratidenfamilie bekräftigt war, so stellte Armenien unter den bagratidischen Königen keineswegs eine starke Monarchie dar. Das Königreich umfaßte zwar weite Gebiete Armeniens, Georgiens und des kaukasischen Albaniens (letzteres deckt sich etwa mit der heutigen Sowjetrepublik Aser-



Blick über Kars mit Apostelkirche und der Zitadelle.

beidschan), die Macht der Könige dürfte tatsächlich aber kaum über die eigenen Besitzungen hinausgegangen sein. Auch unter den Nachfolgern Aschots I. (vgl. Stammtafel II) gelang es allenfalls immer nur für kurze Zeit, die nach Selbständigkeit strebenden und oft gegeneinander kämpfenden armenischen Teilfürsten botmäßig zu machen. Insbesondere mit den Artsruniern, die in Vaspurakan (Van-See und das Gebiet östlich davon) herrschten, gab es bald kriegerische Auseinandersetzungen; im Jahre 908 konnte sich Fürst Gagik Artsruni mit Hilfe der Araber sogar zum König von Vaspurakan krönen lassen (Gagik I.; ihn stellt die Stifterfigur an der Westfassade der Kirche von Aghtamar im Van-See dar).

Der Enkel König Aschots I. von Armenien, der „König der Könige“ Aschot II. „der Eiserne“ (914–928) baute Kars zur Residenzstadt der Bagratidenkönige aus und erwarb von der Familie Kamsarakan die Provinz Schirak mit der Stadt Ani. Unter den Söhnen des Königs Abas (928–952) wurde das Reich geteilt: König Aschot III. „der Barmherzige“ überließ 961 das Gebiet von Kars, d. h. die Provinz Vanand, seinem jüngeren Bruder Muschegh und billigte auch ihm den Königstitel zu. Er selbst behielt Schirak, baute die Festung Ani aus und machte sie zur Hauptstadt. Nach dieser Stadt wird das armenische Königreich der Bagratiden auch als „Königreich von Ani“ bezeichnet: im Hinblick auf die weitgehende Selbständigkeit der anderen armenischen Könige und Fürsten eine wohl zutreffendere Bezeichnung als „Königreich von Armenien“.



Smbat II. „der Eroberer“ (977–989) und Gurgen (Stammtafel II). Stifterrelief an der Kirche Sourb Nshan des Klosters Haghat.

Die Reichsteilung unter den Söhnen des Königs Abas war nicht die erste in der Geschichte der Bagratiden. Bereits nach dem Tode Aschots IV. (826) war das bagratidische Gebiet geteilt worden. Der ältere Sohn Bagarat hatte insbesondere die Provinz Taron (westlich des Van-Sees), der jüngere Sohn Smbat das Übrige erhalten. Hierdurch waren zwei regierende Linien der Bagratiden entstanden (s. Stammtafel II und III). Während der von Smbat ausgehende Zweig die armenische Königswürde errang, blieben die Nachkommen Bagarats zunächst Fürsten von Taron und gingen nach der Annektion ihres Gebietes durch die Byzantiner im Jahre 966 nach Konstantinopel; dort spielten sie – in den beiden Zweigen der Taroniten und der Tornikiden – bis ins 12. bzw. 14. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle.

Eine weitere Gebietsteilung führte zur Gründung eines dritten bagratidischen Königreiches in Armenien. Etwa 980 erhielt Gurgen, der jüngste Sohn König Aschots III., die Provinz Taschir mit der Hauptstadt Lori im Norden der heutigen Sowjetrepublik Armenien (dort befinden sich auch die beiden bekannten, von Aschot III. und seiner Gemahlin Chosrovanusch gegründeten Klöster Sanahin und Haghat). Gurgen wurde 982 zum König gekrönt.



König Gagik I. von Vaspurakan, der Erbauer der berühmten Kirche von Achthamar (915–921 erbaut). Stifterrelief an dieser Kirche.

Trotz der ständigen Streitigkeiten im Innern und der Kämpfe mit äußeren Feinden erlebte Armenien unter den Bagratidenkönigen eine kulturelle und wirtschaftliche Blütezeit. Die Katastrophe ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Seit der ersten Hälfte



Blick über das Stadtgebiet von Ani, von der Stadtmauer auf die Zitadelle.

des 11. Jahrhunderts geriet Armenien in die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Byzantinern und den aus dem Osten herandrängenden Völkern, vor allem den Seldschuken. Im Jahre 1022 ließ sich deshalb König Johannes Smbat von Ani (1020–1040) dazu bewegen, sein Reich testamentarisch dem byzantinischen Kaiser Basileios II. „dem Bulgarentöter“ zu vermachern. Sein Neffe Gagik II. wurde zwar gleichwohl 1042 in Ani noch zum König gekrönt, doch zwangen ihn die Byzantiner 1045 zur Übertragung seines Reiches. Gagik mußte sich mit einem kleinen Gebiet in Kappadokien abfinden lassen.

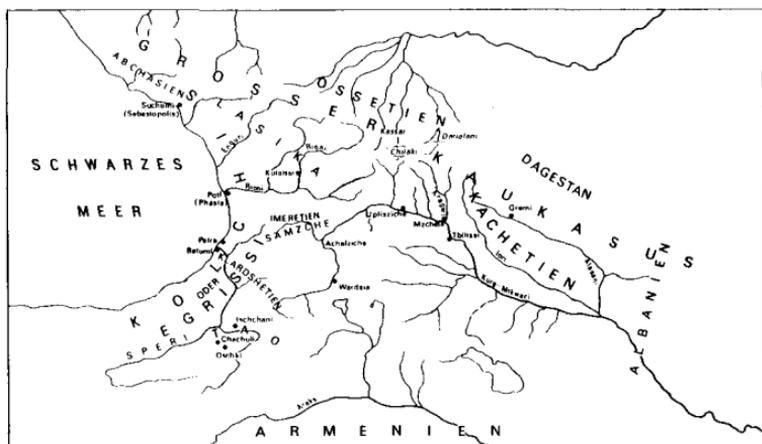
Die Byzantiner konnten Ani freilich nicht halten: 1064 wurde es von den Seldschuken erobert.

Im selben Jahr 1064 übergab auch der bagratidische König von Kars, Gagik Abas (1029–1064; + 1080), sein Reich den Byzantinern. Er erhielt dafür ein kleines Gebiet im Taurusgebirge und zog mit einem großen Teil der Bevölkerung dorthin.

König Senekerim von Vaspurakan, aus dem Hause Artsruni, hatte bereits 1021 unter dem Eindruck von Eroberungszügen der Völker aus dem Osten sein Gebiet an Byzanz abgetreten. Er wurde mit dem Gebiet von Sebaste (heute: Sivas) entschädigt, wohin ihm etwa ein Drittel der Bevölkerung von Vaspurakan folgte.

Nach der byzantinischen Niederlage bei Manaskert (Mantzikert; nördlich des Van-Sees) im Jahre 1071 fiel fast das gesamte alte armenische Gebiet („Großarmenien“) den Seldschuken in die Hände.

Der erwähnte letzte König von Ani, Gagik II., wurde 1079 ermordet. Kurz darauf kamen auch seine beiden Söhne und ein Enkel,



Historische Gebiete Georgiens.

der letzte Erbe, sowie der abgedankte König von Kars gewaltsam ums Leben. Damit starb die armenische Dynastie der Bagratiden aus, wenn man von den schon früher nach Byzanz ausgewanderten Bagratiden von Taron absieht und von den Königen von Lori, die zwar 1029 noch die Herrschaft über Kachetien (Ostgeorgien) erlangten, deren Spur sich aber auch verliert, nachdem 1105 Kachetien wieder an die georgischen Könige gefallen war. Mit den Bagratiden von Ani war auch das armenische Königtum untergegangen. Es sollte anderswo – nämlich in Kilikien („Kleinarmenien“), wohin ein großer Teil der armenischen Bevölkerung geflüchtet war – und unter einer anderen Dynastie – den Rubeniden – noch einmal für fast 200 Jahre (1198–1375) glanzvoll aufleben, bevor es endgültig erlosch.

4. Die georgischen Bagratiden waren erfolgreicher. Als am 28. Dezember 1800 der letzte ostgeorgische König Georg XII. Bagrationi (so heißt die Namensform im Georgischen) starb, Ostgeorgien anschließend von Rußland annektiert wurde und im Jahre 1810 auch der westgeorgische König Salomon II., aus dem imeretischen Zweig der Familie, sein Land an Rußland verlor, ging mit ihnen die etwa 1000 Jahre dauernde Herrschaft der Bagratiden in Georgien zu Ende, einer Familie, die in der Weltgeschichte sicherlich zu den Dynastien mit der längsten Regierungszeit zählt.

Ungefähr um 300 v. Chr. dürfte in Ostgeorgien das Königreich Kartlien (georgisch: Kartli) – bekannt auch unter der griechischen Bezeichnung „Iberien“ – entstanden sein. Seine Hauptstadt war zunächst Mzcheta, etwa seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. dann Tbilisi (Tiflis). Es wurde von Königen aus verschiedenen Dynastien beherrscht und kam 65/64 v. Chr. zum Römerreich. Nachdem es für einige Jahrhunderte unter römischer und byzantinischer Oberhoheit geblieben war, geriet es seit dem 5./6. Jahrhundert n. Chr. immer mehr unter den Einfluß der Perser, die schließlich nach dem Tode des Königs Bakur III. (aus der Dynastie der Chosroiden) im Jahre 580 die auch von den erstarkten georgischen Feudalherren selbst bedrängte einheimische Monarchie abschafften und einen persischen Marsban einsetzten. In Westgeorgien (Kolchis; in römisch-byzantinischer Zeit: Lazica; georgisch: Egrisi), am Schwarzen Meer, bestand ein mehr oder weniger unter byzantinischem Einfluß stehendes georgisches Königreich weiter.

Nachdem die Byzantiner unter Kaiser Maurikios die Perser 588 zurückgedrängt hatten, erhielt Kartlien (Iberien) wieder eine gewisse Selbständigkeit. Es wurde aber nicht mehr von Königen re-

giert, sondern von einem „Fürsten von Kartlien“, der vom byzantinischen Kaiser eingesetzt war. Der erste von ihnen war Guaram aus einer jüngeren Linie der früheren Königsfamilie, den Chosroiden; die Nachfolger Guarams, die Guaramiden, hatten das Amt bis 786 inne, wobei aber auch zeitweise direkte Abkömmlinge der alten Könige und Angehörige anderer Geschlechter zum Zuge kamen. Guaram I. erhielt, wie eine Reihe seiner Nachfolger, den byzantinischen Titel Kuropalát, der uns auch schon bei den armenischen Fürsten im byzantinischen Einflußgebiet begegnet war.

In den fünfziger Jahren des 7. Jahrhunderts unterwarfen die muslimischen Heere auch Kartlien. Es entstand das Emirats Tbilisi. Der Schwerpunkt des georgischen kulturellen Lebens verlagerte sich deshalb nach Westgeorgien. Von dort aus begann auch eine neue Glanzzeit Georgiens, die im wesentlichen durch die Bagratiden in die Wege geleitet wurde.

Im Nordwesten Georgiens, am Schwarzen Meer, bestand zu dieser Zeit das Königreich Abchasien (mit der Hauptstadt Kutaisi), das auch das frühere Königreich Lazica umfaßte. Der südwestliche Teil Georgiens war dagegen im Besitz der Guaramiden. Dort, bei einem Kuropalat Guaram, tauchte gegen Ende des 8. Jahrhunderts ein aus Armenien kommender Bagratide auf: Adarnase, Sohn des Vasak und Enkel Aschots III. „des Blinden“ von Armenien; seine Mutter stammte wohl aus der Familie der (georgischen) Guaramiden. Um 780 erhält Adarnase – wahrscheinlich als Erbe (hier sind so manche Zusammenhänge



Aschot I. von Iberia mit dem Kirchenmodell in Händen und David vor Christus. Stifterrelief um 826, einst angebracht am Kloster Opisa (Stammtafel IV).



Artanuc, überragt von den auf dem mächtigen Felsklotz noch vorhandenen Resten der einstigen Festung.

unklar!) – einen Teil der westgeorgischen Besitzungen der Guaramiden, nämlich das Gebiet von Artani (heute: Ardahan) und Schulaveri (nördlich von Ardahan). Sein Sohn Aschot (I.) erbt offenbar noch die restlichen Ländereien der Guaramiden in Westgeorgien, vor allem Klardscheti (das Gebiet um das untere Tschorochi-Tal) und Dschavacheti (nordöstlich davon), wurde damit der mächtigste Fürst in Georgien und trat schließlich auch insoweit das Erbe der Guaramiden an, als er 813 vom Kalifen zum „Fürsten von Kartlien“ ernannt wurde; der byzantinische Kaiser verlieh ihm den Titel Kuropalat. Mit Aschot I. „dem Großen“ (786–830) beginnt in der georgischen Geschichtsschreibung die lange Reihe der georgischen Bagratiden. Er machte Artanudschi (heute: Artanuc) zu seiner Hauptstadt, weil er sich als „Fürst von Kartlien“ neben dem arabischen Emir von Tbilisi nicht behaupten konnte, und baute es aus. Seine Herrschaft dehnte er auf die Provinz Tao (das Gebiet im Bereich der Flüsse Tortumi und Oltisi = Oltu) und das ganze Tschorochi-Tal (mit Speri = Ispir, dem Heimatland der Bagratiden) aus. Er leitete für Westgeorgien, das durch Arabereinfälle und Seuchen verheert war, eine neue Blüte ein. Den berühmten Mönchsvater Gregor von Chandsta unterstützte er bei der Wiederherstellung des im 5. Jahrhundert entstandenen Klosters Opisa und bei der Gründung des Klosters Chandsta.



Festung von Oltu.

Von seinen drei Söhnen Adarnase, Bagrat (so die georgische Form des Namens Bagarat) und Guaram trat Bagrat (I.) die Nachfolge als „Fürst von Kartlien“ und Kuropalat an. Er und sein Sohn David erneuerten die Kirche von Ischchani, Bagrat half außerdem Gregor von Chandsta bei der Errichtung des Klosters Schatberdi.

Die drei genannten Söhne Aschots I. dürften die von ihrem Vater ererbten Gebiete unter sich geteilt haben. Sie begründeten auch jeweils eigene Linien der Bagratidendynastie, von denen die dritte, auf Guaram zurückgehende aber bereits 888 ausstarb. Die von Adarnase abstammende Linie teilte sich in die von Klardscheti und die von Tao (s. Stammtafel IV).

Für die georgische Nation sollten die Nachkommen Bagrats (I.) die größte Bedeutung erlangen. Sein Enkel Adarnase II., der ebenso wie Bagrats Sohn David I. „Fürst von Kartlien“ und Kuropalat war, nahm 888 den Titel „König von Kartlien“ an und führte so die seit 580 unterbrochene Reihe der iberischen Könige fort – nur kurze Zeit also, nachdem sein entfernter Vetter Aschot I. in Armenien zum König gekrönt worden war (885).

Damit hatte aber der Stern der georgischen Bagratiden seinen Zenit noch nicht erreicht. Georgien war noch immer ein Land, das in mehrere Herrschaften zerfiel. Neben dem Königreich von Kartlien in der Mitte und den davon mehr oder weniger abhängigen Herzogtümern Tao und Klardscheti im Südwesten (deren Herrscher im 10. Jahrhundert – wie David Magistros und Sumbat III. – in den Quellen gelegentlich auch als „König“ bezeichnet

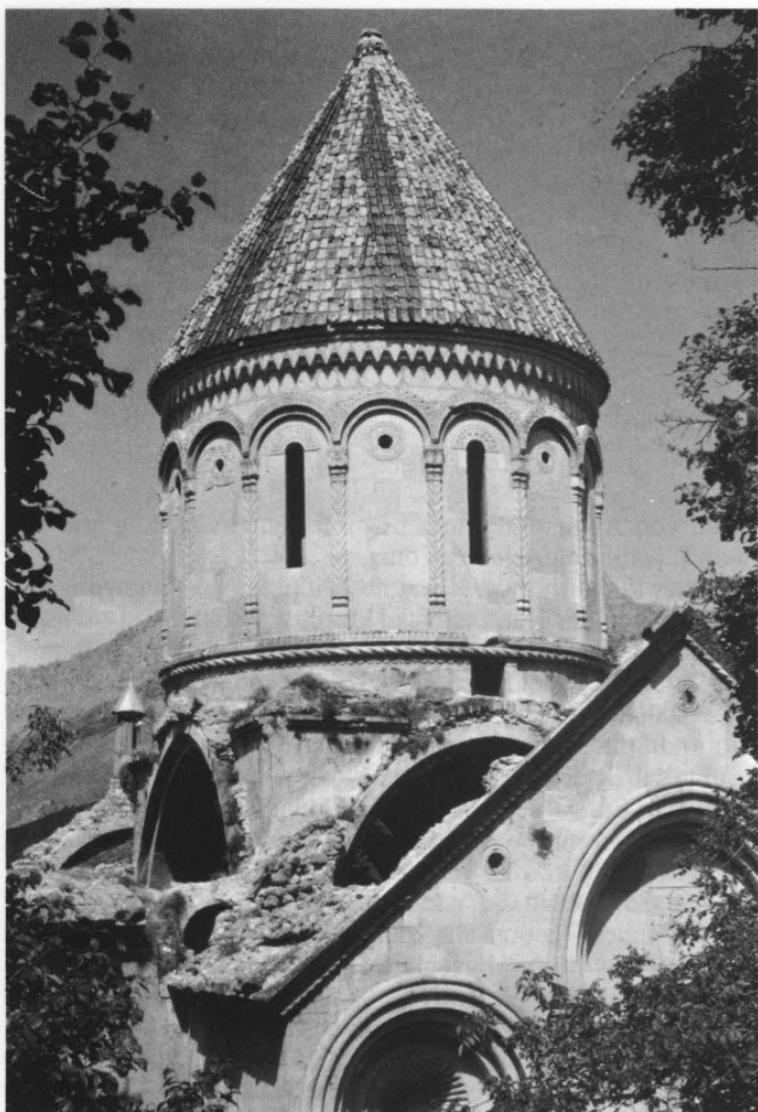
Doliskana,  
Stifterrelief des  
Königs Sumbat I.  
(Stammtafel IV).



werden) bestand im Osten das Reich von Kachetien, regiert von einem „Chorepiskoposi“ (von griech. Chorepiskopos „Aufseher über das Land“; bekannter als kirchlicher Rang: Chorbischof); außerdem gab es im Nordwesten am Schwarzen Meer noch das Reich von Abchasien, zunächst unter einem Herzog und seit Leon I. (746) unter einem König.

Ende des 10. Jahrhunderts war die Zeit für eine Vereinigung dieser Teile in einer Hand günstig. Durch Erbschaft von mütterlicher Seite war das Königreich Abchasien im Jahre 978 an Bagrat, den Thronfolger des Königs von Kartlien gefallen. David Magistros (später: Kuropalat), der bedeutende Herzog (König) von Tao und Stifter mehrerer Kirchen, hatte keine Kinder und vermachte sein Reich ebenfalls an Bagrat (er starb 1000). Nach dem Tod seines Vaters, des „Königs der Könige“ Gurgen von Kartlien (1008), und gewaltsamer Übernahme der Herrschaft über Kachetien (etwa 1010) und Klardscheti (1011) hatte König Bagrat (III.) fast alle georgischen Gebiete in seiner Hand; erst jetzt kann man von „Georgien“ (georgisch: Sakartvelo) als einer politischen Einheit sprechen. Mitten in seinem Herrschaftsgebiet bestand nur noch das arabische Emirat von Tbilisi fort, das erst sein Enkel, König Bagrat IV. (1027–1072), unterwerfen konnte.

Während der Regierungszeit Bagrats III., etwa im Jahre 1030, verfaßte Sumbat Davitidze (= der Sohn Davids; georgisch „Sumbat“ entspricht dem armenischen „Smbat“) eine „Geschichte der Bagratiden“. Darin findet sich eine ausführliche Genealogie, welche die georgischen Bagratiden bis auf den alttestamentlichen König David zurückführt und sicherlich Rang und Bedeutung der Dynastie erhöhen sollte. Die davidische Abstammung der Bagratiden erscheint aber schon früher. Bereits in der „Geschichte des Königs Vachtang Gorgasal“, verfaßt zwischen 790 und 800, wird berichtet, daß Adarnase, der Vater Aschots I. „aus dem Hause Davids, des Propheten“ stamme. Auch die Lebensbe-



Kirche von Ischchani (Ishan), begonnen im 7. Jh., der Bau wurde 1032 abgeschlossen.

schreibung des Gregor von Chandsta aus dem Jahre 950/1 erwähnt diese legendäre Abstammung. Sogar eine griechische Quelle, nämlich die Schrift „Über die fremden Länder und Völker“ (meist zitiert als „De administrando imperio“) des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. Porphyrogenetos, weiß davon. Übrigens wird nicht nur für die georgischen, sondern – in einer



Betania. Fresken an der Nordwand der Kirche. Rechts Georg III., Mitte Königin Tamar und links ihr Sohn Georg IV. Lascha (12./13. Jahrhundert).

armenischen Quelle vom Ende des 8. Jahrhunderts – auch für die armenischen Bagratiden jüdische Herkunft behauptet, ohne daß jedoch König David genannt wird.

Die weitere Geschichte der Bagratiden im vereinigten Georgien soll nur kurz erwähnt werden. Sie führt auch aus dem hier interessierenden geographischen Raum heraus. Unter Bagrat III. und seinen Nachfolgern liegen die Hauptschauplätze der georgischen Geschichte wieder mehr im Gebiet der heutigen Sowjetunion. Entsprechendes gilt für die Bautätigkeit. Bereits Bagrat III. läßt seine berühmte Kathedrale nicht mehr in Tao-Klardscheti, sondern in Kutaisi errichten (vollendet 1003); dorthin verlegt er auch seine Residenz.

Das Schicksal der späteren Bagratiden (vgl. Stammtafel VI) war ebenso wechselhaft wie die Geschichte Georgiens selbst, das sich seit dem 11. Jahrhundert in langen Kämpfen der Seldschuken erwehren mußte, unter der berühmten Königin Tamar (1184–1213) einen erneuten Aufschwung nahm und vorübergehend sogar weite Teile Armeniens (u. a. Ani) mit umfaßte, kurz darauf von den Mongolen bestürmt und verwüstet wurde, seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in mehrere selbständige Königreiche zerfiel (Kartlien, Kachetien und – im Westen – Imeretien) und schließlich in das Spannungsfeld zwischen Türken, Persern und später auch Russen geriet. Bereits im 13. Jahrhundert war die Provinz Samzche (Mes'chetien) im Südwesten unter einem „Atabag“ unabhängig geworden; sie umfaßte zeitweise auch die Ge-

biere von Tao-Klardscheti und reichte sogar bis Erzurum; im 16. Jahrhundert wurde sie Stück für Stück Teil des osmanischen Reiches und seit dem 17. Jahrhundert setzte sich dort bei der einheimischen, christlichen Bevölkerung allmählich der Islam durch.

Erwähnt sei, daß das Schicksal Georgiens und seiner Könige auch im Abendland nicht unbekannt blieb. So schreibt im Jahre 1647 Andreas Gryphius ein Trauerspiel mit dem Titel „Catharina von Georgien oder Bewehrete Beständigkeit“; als Stoff diente ihm das Martyrium der Königin Ketevan, der Mutter des Bagratiden Teimuras I. von Kachetien; der persische Schah Abbas I. hatte sie im Jahre 1624 in Schiras zu Tode foltern lassen, weil sie dem christlichen Glauben nicht abschwören wollte.

Einen letzten Aufschwung unter seinen Königen nahm Georgien im 18. Jahrhundert. Es kam nicht nur zu einer Wiedergeburt des kulturellen Lebens (besonders unter den Königen Vachtang VI. von Kartlien und Heraklius II. von Ostgeorgien, d. h. Kachetien und Kartlien), sondern Georgien konnte unter Heraklius II. noch einmal eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber Persern und Türken erringen. Der militärische Ruhm des Königs Heraklius fand sogar in die deutsche Literatur Eingang. In seinem Lustspiel „Minna von Barnhelm“ (entstanden 1764/65) läßt Gotthold Ephraim Lessing den Wachtmeister Werner zu dem Bedienten Just sagen: „Just, – hast du von dem Prinzen Heraklius gehört? . . . Mensch, ich glaube, du liesest ebensowenig die Zeitungen, als die Bibel? – Du kennst den Prinzen Heraklius nicht? Den braven Mann nicht, der Persien weggenommen, und nächster Tage die ottomanische Pforte einsprengen wird?“

Heraklius war es allerdings auch, der den Anschluß Georgiens an Rußland in die Wege leitete. 1783 schloß er mit Zarin Katharina II. einen Vertrag, in dem Rußland Schutz versprach, Heraklius dafür aber die Oberhoheit Rußlands anerkennen mußte. Dies verschaffte Rußland die Möglichkeit, nach dem Tode seines Sohnes Georg XII. (1800) die Thronbesteigung des Nachfolgers – wenn auch widerrechtlich – zu verhindern und sich am 18. 1. 1801 das Königreich Ostgeorgien einzuverleiben. Das westgeorgische Königreich (Imeretien) erlitt 1810 das gleiche Schicksal. Sein letzter König, Salomon II., aus einer anderen Linie der georgischen Bagratiden, mußte ebenfalls der Macht des Zaren weichen. Die georgischen Reiche und im Laufe des 19. Jahrhunderts darüber hinaus die ganzen Kaukasusgebiete wurden russische Provinzen.

Die georgischen Bagratiden sind – anders als ihre armenischen Verwandten – nicht ausgestorben. Ein Zweig der Familie (Bagrationi von Muchrani) lebt heute in Spanien. Im 19. Jahrhundert

errangen mehrere in Rußland ansässige Bagratiden als Historiker und Naturwissenschaftler einiges Ansehen, so vor allem der Physiker Peter Bagration (1818–1876). Dimitri Bagration (1746–1826) und Johannes Bagration (1772–1830) traten als Schriftsteller hervor. Am bekanntesten ist jedoch der General Peter Bagration (1765–1812), der sich als Heerführer in russischen Diensten u. a. im Kampf gegen Napoleon auszeichnete; Preußisch-Eylau in Ostpreußen, wo am 7./8. 2. 1807 eine der Schlachten stattfand, trägt seit 1946 nach ihm den Namen Bagrationowsk.

### *Literatur:*

Grousset, René: Histoire de l'Arménie des origines à 1071, Paris 1947 (Nachdruck Paris 1973), insbesondere S. 341–584.

Gugushvili, A.: The Chronological – Genealogical Table of the Kings of Georgia (= Georgica, Bd. 1, No. 2, Hertford 1935, S. 109–153).

Lang, David Marshal: The Last Years of the Georgian Monarchy, 1658–1832, Georgetown 1957.

Marquart, Joseph: Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge, Leipzig 1903, S. 391–465 („Der Ursprung der iberischen Bagratiden“).

Ders. (Markwart): Die Genealogie der Bagratiden... (= Caucasia, Fasc. 6, 2. Teil, Leipzig 1930, S. 10–77).

Pasdermadjian, H.: Histoire de l'Arménie, 3. Auflage, Paris 1971, insbesondere S. 149–179.

Salia, Kalistrat: Histoire de la nation géorgienne, Paris 1980.

Taqaishvili, Evktime: Georgian Chronology and the Beginnings of Bagratid Rule in Georgia (= Georgica, Band 1, No. 1, Hertford 1935, S. 9–27).

Toumanoff, Cyril: The Early Bagratids (= Le Muséon, Band 62, Louvain 1949, S. 21–54).

Ders.: Iberia on the Eve of Bagratid Rule (= Le Muséon, Band 65, Louvain 1952, S. 17–49 und 199–258).

Ders.: The Bagratids of Iberia from the Eighth to the Eleventh Century (= Le Muséon, Band 74, Louvain 1961, S. 5–42 und 233–316).

Die drei vorgenannten Aufsätze sind weitgehend in überarbeiteter Form aufgenommen in das folgende Werk:

Ders.: Studies in Christian Caucasian History, Georgetown 1963.

Ders.: Armenia and Georgia, in: The Cambridge Medieval History, vol. IV, part I, Cambridge 1966, S. 593–637 (Darstellung), S. 780–785 (Herrscherlisten) und 983–997 (Literatur).

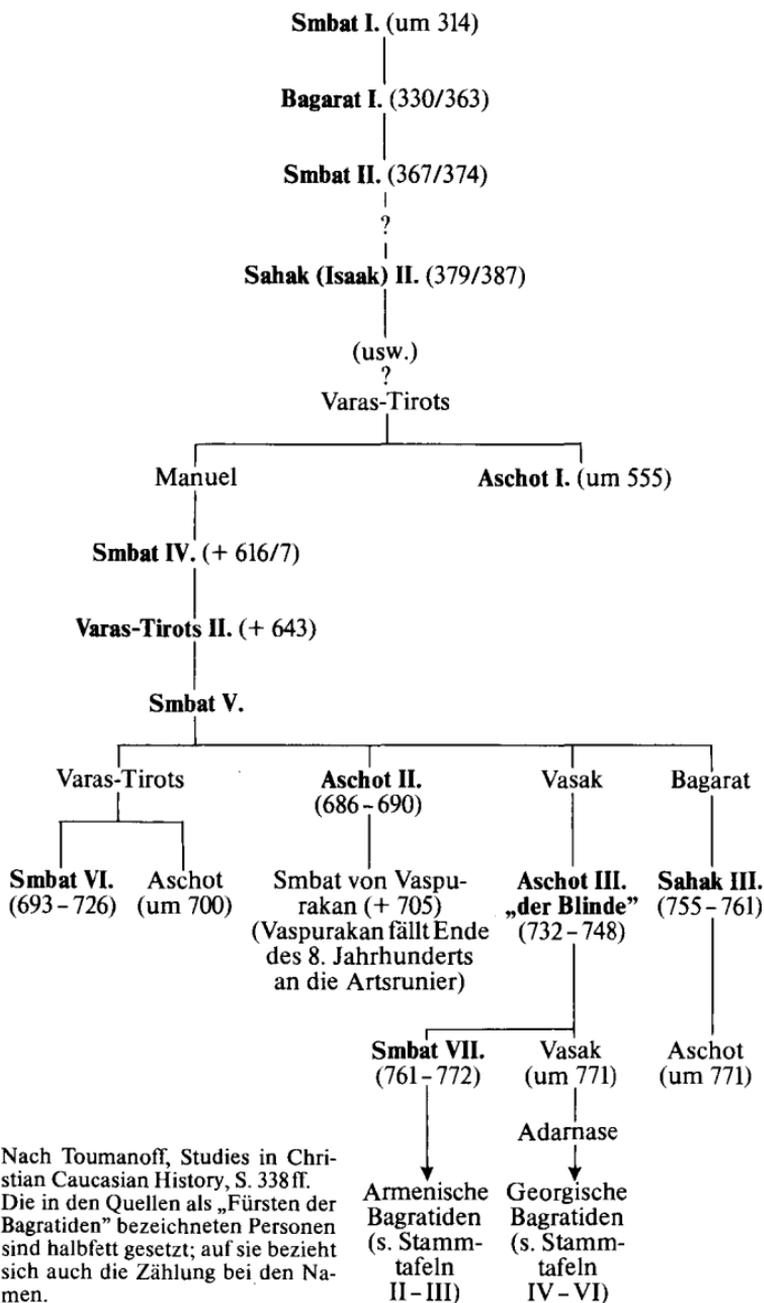
Ders.: The Fifteenth-Century Bagratids and the Institution of Collegial Sovereignty in Georgia (= Traditio, Band 7, New York 1949–1951, S. 169–221).

Ders.: Chronology of the Kings of Iberia (= Traditio, Band 25, New York 1969, S. 1–33).

Ders.: Manuel de Généalogie et de Chronologie pour l'histoire de la Caucasic Chrétienne (Arménie – Géorgie – Albanie), Rom 1976, insbesondere S. 96–178, 516–588 (passim) (Ergänzungen: Toumanoff, Supplément au Manuel..., Rom 1978, S. 31–35).

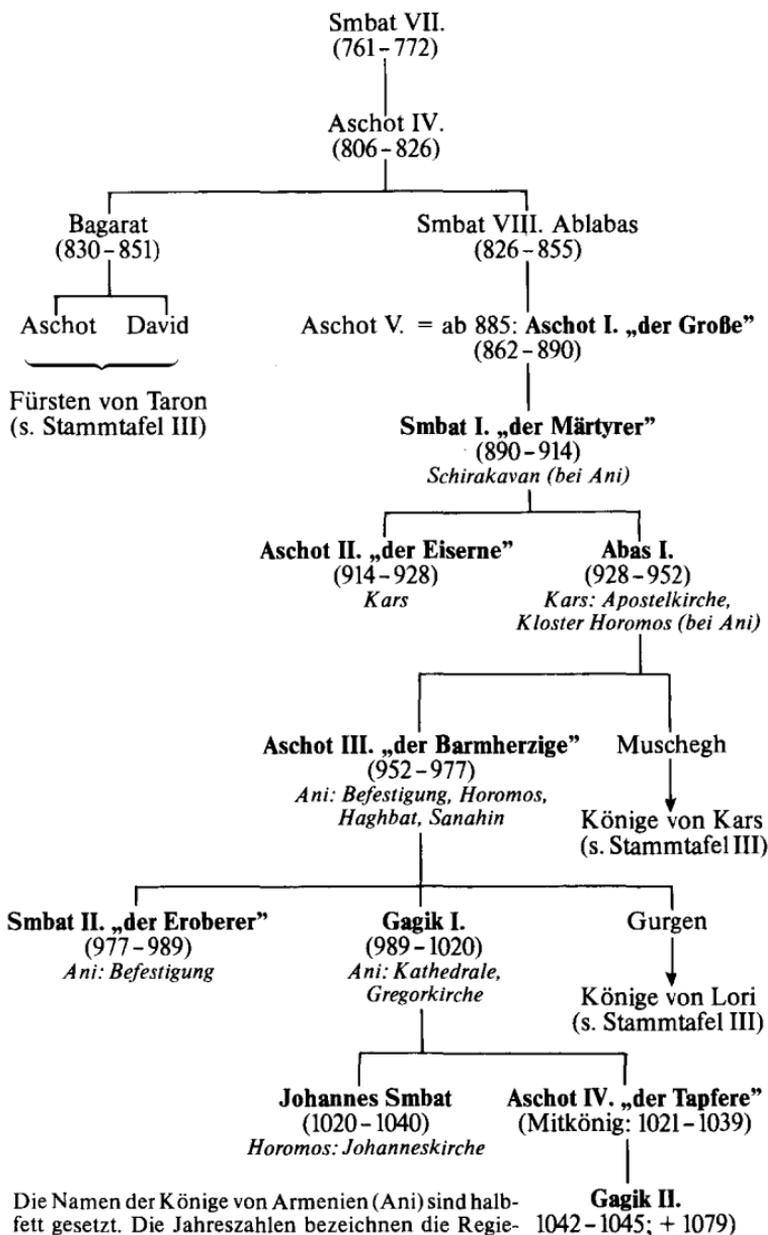
# Stammtafel I

## Die frühen Bagratiden



## Stammtafel II

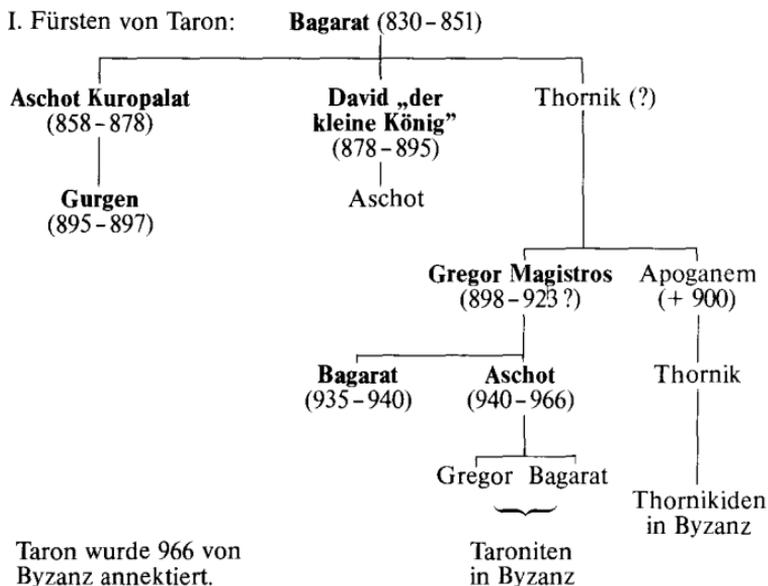
### Die armenischen Bagratiden: A) Linie von Ani



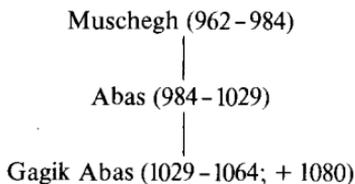
Die Namen der Könige von Armenien (Ani) sind halbfett gesetzt. Die Jahreszahlen bezeichnen die Regierungszeit. Bauten, die auf einen der Bagratiden zurückgehen, sind hier und in den folgenden Stammtafeln in kursiver Schrift unter dem betreffenden Namen angegeben.

## Stammtafel III

### Die armenischen Bagratiden: B) Seitenlinien

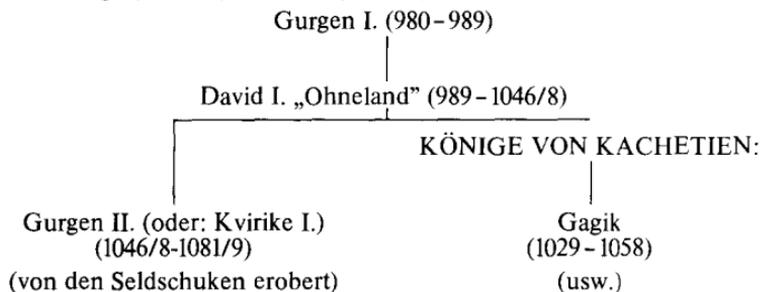


#### II. Könige von Kars (Vanand):



1064 an Byzanz abgetreten.

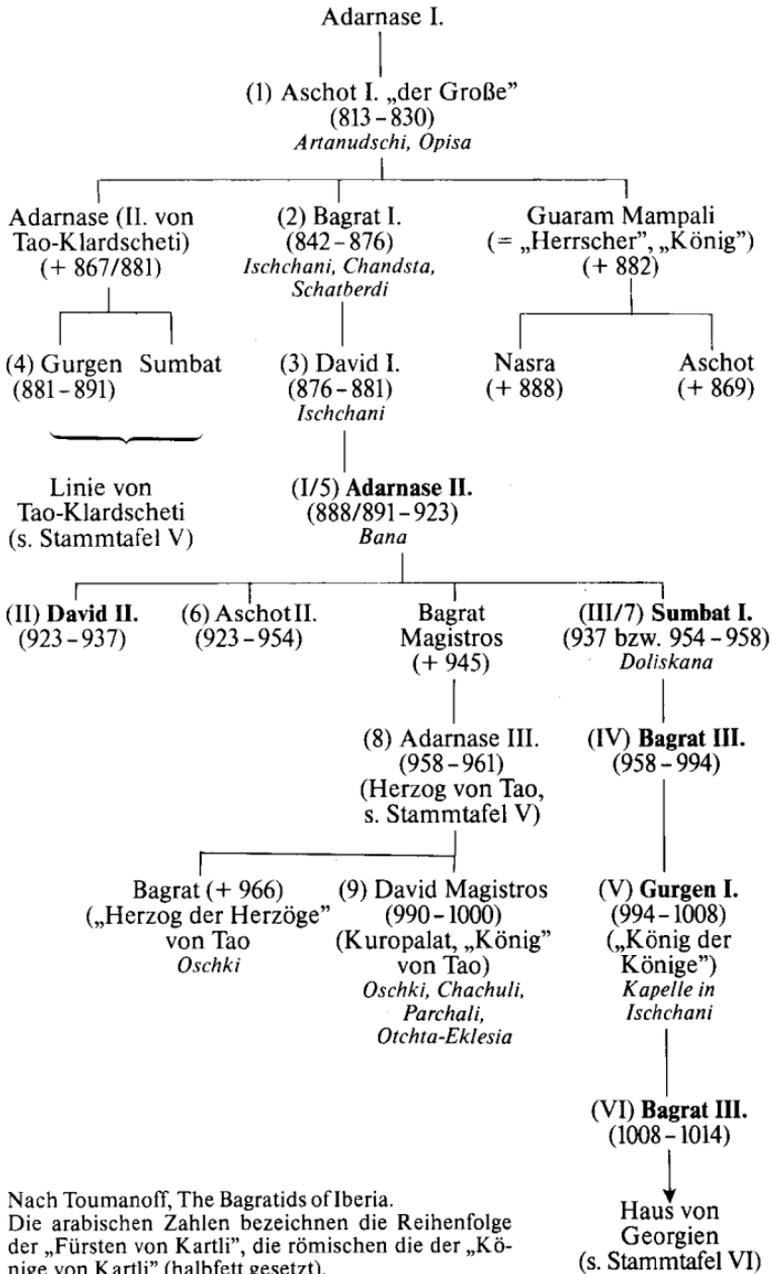
#### III. Könige (seit 982) von Lori (Taschir) und Kachetien:



Kachetien wird 1105 wieder an Georgien angegliedert.

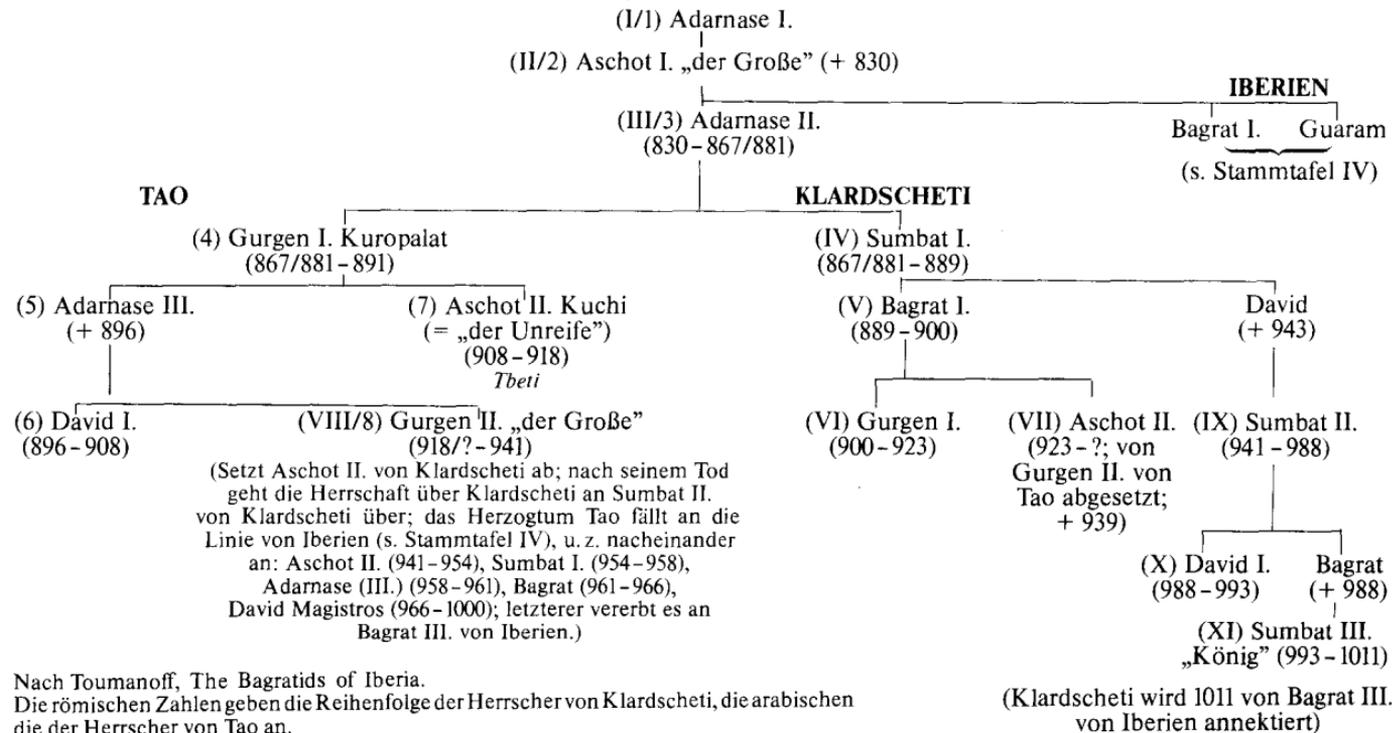
## Stammtafel IV

### Die georgischen Bagratiden: A) Linie von Iberien



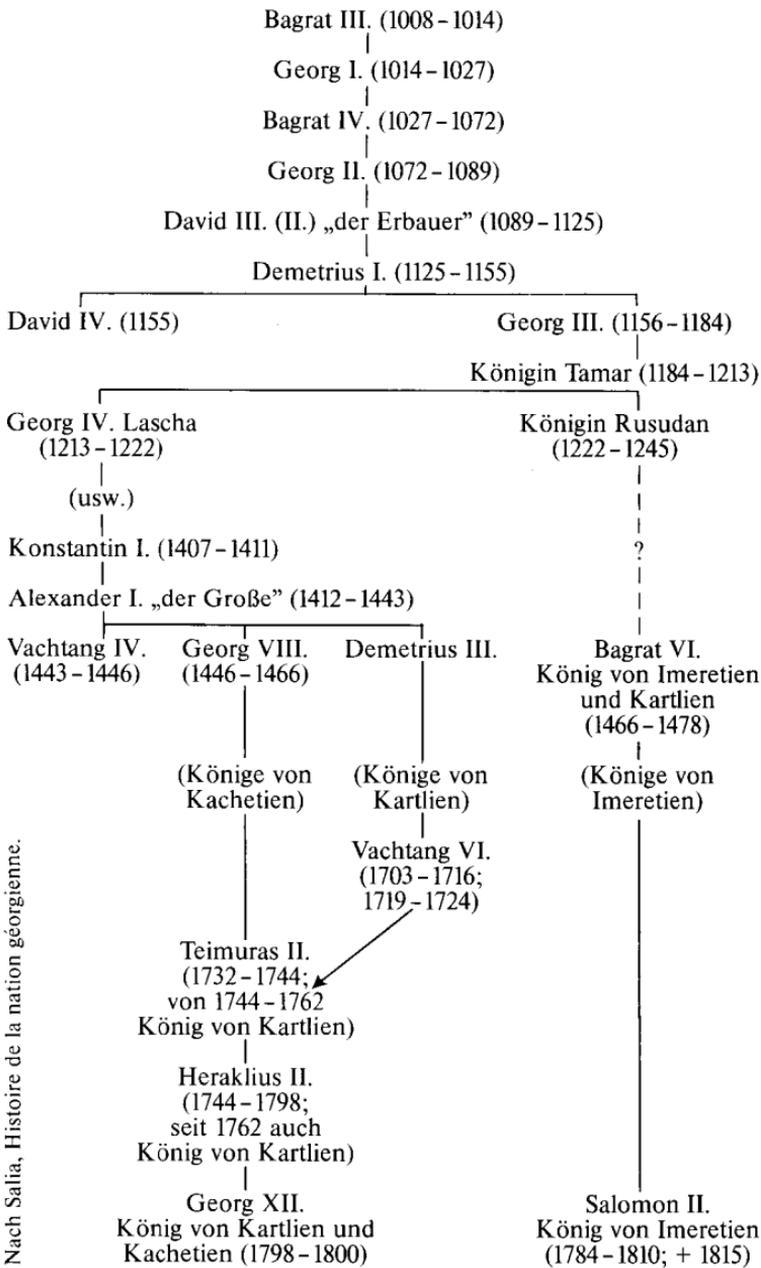
## Stammtafel V

## Die georgischen Bagratiden: B) Linien von Tao und Klardscheti



Nach Toumanoff, *The Bagratids of Iberia*.  
 Die römischen Zahlen geben die Reihenfolge der Herrscher von Klardscheti, die arabischen die der Herrscher von Tao an.

**Stammtafel VI**  
**Die georgische Bagratiden: C) Könige des vereinigten**  
**Georgien, von Kartlien, Kachetien und Imeretien**



Nach Salia, Histoire de la nation géorgienne.

*Ulrich Bock*

## **KARMIR WANK, BAGNAIR, ÇALA UND URTA**

*Zeugnisse georgischer und armenischer Kultur  
im nördlichen Ostanatolien.*

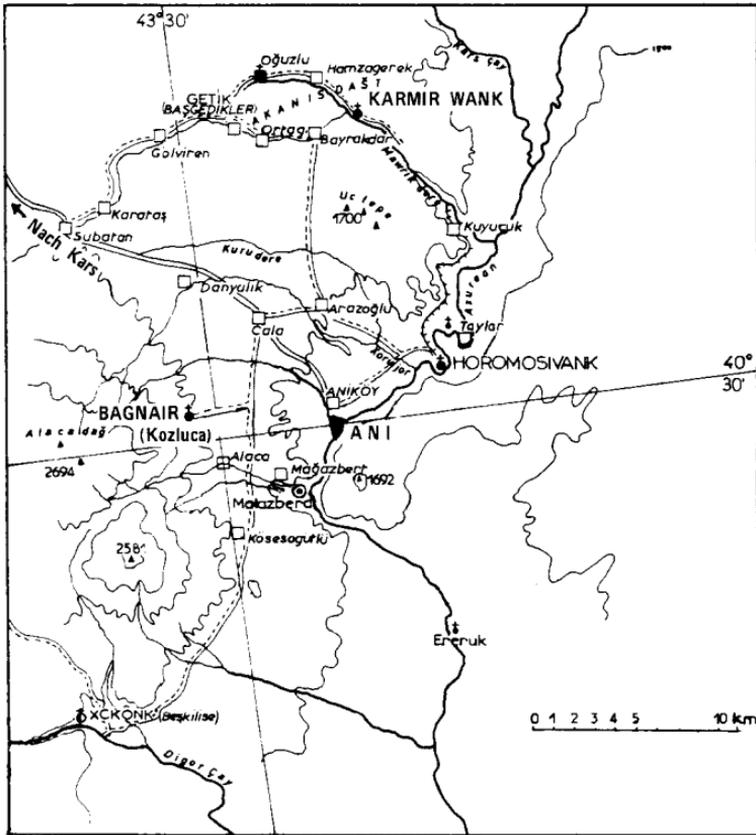
Die christlichen Denkmäler, die ich im folgenden vorstellen möchte, liegen abseits der Haupttrouten und wurden seit Aufhebung der militärischen Sperrzonen in der Osttürkei 1965 nur sehr vereinzelt von Fremden besucht und auch von der Wissenschaft bisher noch kaum gewürdigt. Es handelt sich um die armenischen Klöster Karmir Wank und Bagnair sowie um die georgischen Kirchen von Çala und Urta. Da diese Bauwerke von Ortsunkundigen nur schwer zu finden sind, erachte ich es als sinnvoll, eine kurze Wegbeschreibung vorauszuschicken.

*Nach Karmir Wank und Bagnair*

Die Klöster liegen nord- bzw. südwestlich von Ani im ehemaligen ländlichen Einzugsgebiet der altarmenischen Hauptstadt. Sie können bei einem Tagesausflug von Kars nach Ani – im Anschluß an eine Besichtigung des „armenischen Pompeji“ – noch bequem besucht werden, allerdings nur bei trockener Witterung, denn die zu den Klöstern führenden Erdwege sind nach Regenfällen auch für geländegängige Kleinbusse kaum mehr passierbar.

Nach Karmir Wank gelangt, wer – von Ani kommend – die Asphaltstraße nach Kars etwa sieben Kilometer hinter Ani verläßt und rechts zum neuen Staudamm des Arpaçay abbiegt. Nach kurzer Fahrt erreicht man den Militärposten (Kontrolle), bei dem ein Fahrweg links nach Karmir Wank abzweigt. Nach drei Kilometer Fahrt sieht man rechter Hand die gut erhaltene Klosterkirche am Rande eines Dorfes stehen. Man folgt dem zur Ortschaft abzweigenden Weg, verläßt ihn kurz vor der Dorfbrücke, und steigt links den Hügel zur Kirche auf. Das Bauwerk dient heute als Scheune.

Um von Karmir Wank nach Bagnair zu kommen, fährt man bis zur Hauptstraße zurück und dann etwa zwei Kilometer Richtung Kars. Die nächste Abfahrt kann man kaum verfehlen, denn sie führt direkt in eine an der linken Straßenseite liegende Ortschaft (das zweite Dorf hinter Ani). Am Ortsende, wo sich der Weg gabelt, orientiert man sich links und biegt nach etwa vier Kilometern rechts nach Kozluca ab, wie Bagnair heute heißt. Das Dorf liegt am Fuße eines Berges und die Ruinen des Klosters sind schon von weitem sichtbar. Am Rande des Dorfes auf einem

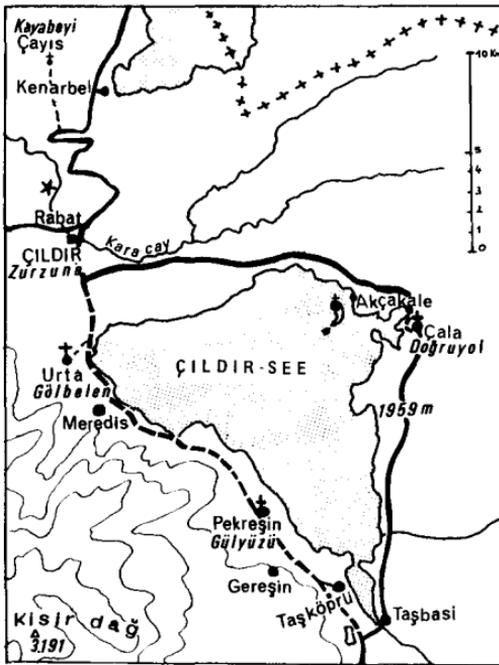


Die Region um Ani.

Hügel, 200 Meter nördlich des ehemaligen Klosterkomplexes, befindet sich zudem noch eine gut erhaltene Kapelle. Von dort aus hat man einen weiten Blick über das sanft nach Nordosten abfallende Terrain und kann mühelos die imposanten Stadtmauern der einstigen Metropole der Bagratiden, Ani, erkennen.

### Nach Çala und Urta

Die Fahrt zu diesen beiden Kirchen führt in ein Gebiet, das im Mittelalter zu Georgien gehörte. Beide Denkmäler liegen rund 65 Kilometer nördlich von Kars am Çildir-See in einem rauen Hochland (2000 m). Die Kirche von Çala dient heute als Vorbau der Dorfmoschee von Doğruyol, wie der Ort jetzt heißt. Er ist über eine asphaltierte Straße von Kars aus bequem zu erreichen, die erst seit kurzem am östlichen Ufer des Sees, als Hauptverbindungsstrecke nach Çildir, entlangführt (der kürzere alte Weg an



Übersichtskarte  
See von Çıldır.

der westlichen Uferseite ist derzeit nicht passierbar). Die neue Straße verläuft unterhalb von Doğruyol am See entlang. Man parkt an der Uferpromenade und steigt rechts die Dorfstraße hoch, die nach hundert Meter links abknickt. Die Kirche mit der an ihrer Südwand angebauten Moschee steht zweihundert Meter weiter auf der rechten Seite. – Nach Urta fährt man die nun nicht mehr asphaltierte Straße weiter Richtung Çıldır, am Nordufer des Sees entlang. Am Ortseingang des Distriktstädtchens biegt man scharf nach links (Süden) auf einen breiten Erdweg ab – die alte Westroute nach Kars. Zur Siedlung Urta (heute Gölbelen) zweigt nach etwa vier Kilometer rechts ein Feldweg ab – es ist die zweite Abfahrt auf dieser Strecke von der Straßenmündung aus gerechnet. Die Kirche dient als Dorfmoschee und ist deshalb in einem leidlichen Erhaltungszustand. Sie kann von Çıldır aus natürlich nur bei trockenen Bodenverhältnissen erreicht werden.

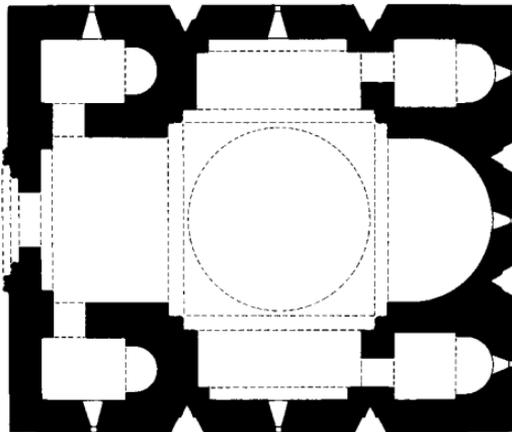
### *Karmir Wank*

Die Klosterkirche – die übrigen Konventsgebäude sind nicht mehr vorhanden – präsentiert sich in einem überraschend guten Erhaltungszustand, den kaum eine andere armenische Kirche auf türkischem Boden noch aufweisen kann. Ursache hierfür ist eine

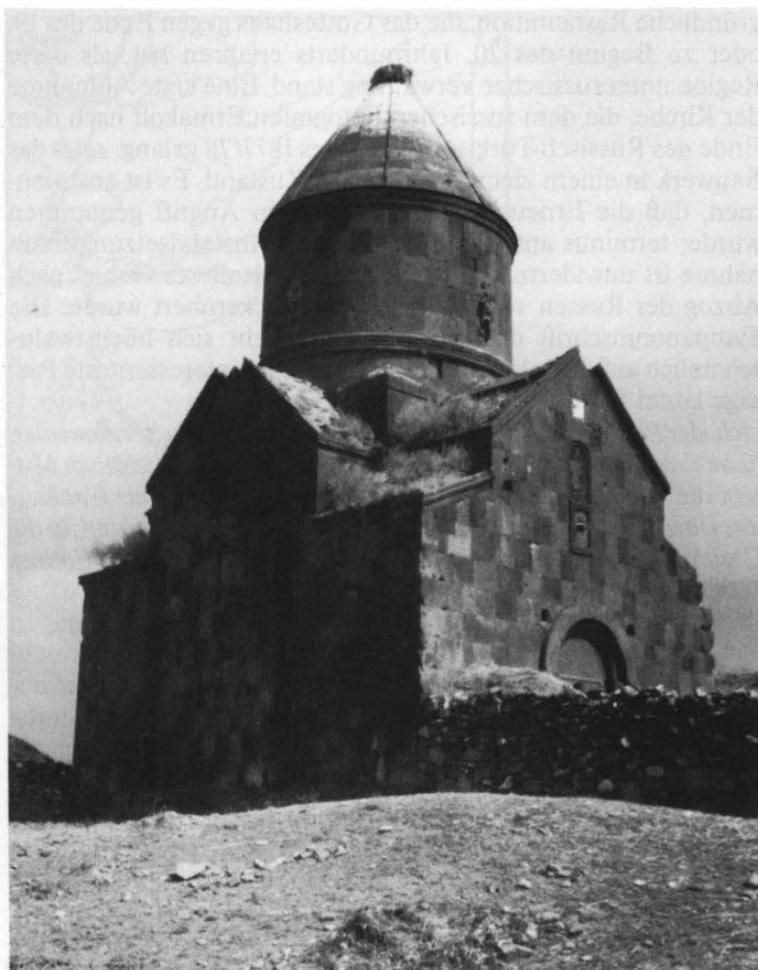
gründliche Restauration, die das Gotteshaus gegen Ende des 19. oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfahren hat, als diese Region unter russischer Verwaltung stand. Eine erste Aufnahme der Kirche, die dem russischen Fotografen Ermakoff nach dem Ende des Russisch-Türkischen Krieges 1877/78 gelang, zeigt das Bauwerk in einem ziemlich desolaten Zustand. Es ist anzunehmen, daß die Erneuerung kurz darauf in Angriff genommen wurde; terminus ante quem für jedwede Instandsetzungsmaßnahme ist unwiderruflich das Jahr 1920, als dieses Gebiet nach Abzug der Russen von den Türken zurückerobert wurde. Die Tympanoninschrift des Westportals bezieht sich höchstwahrscheinlich auf diese letzte Restauration. Ihre interessanteste Passage lautet frei übersetzt:

*„Ich, der Priester Saghatiel Ter Davitjank, gregorianischer Armenier, habe dank der Gnade und Barmherzigkeit Gottes mit eigenen Mitteln die berühmte und alte, verfallene Kirche von Karmir Wank . . . das Dach . . . und das übrige zum Gedächtnis meiner Seele und für die Gesundheit (oder ein langes Leben) meines sehr geliebten Sohnes Mtschitar und meines Enkels Wagharschak erneuert; . . .“*

Der Nersessian, die diese Inschrift ins Französische übertragen hat, fiel das ausdrückliche Bekenntnis Davitjanks zur armenisch-gregorianischen Kirche auf, mit dem er eine deutliche Distanzierung von den zum katholischen Glauben konvertierten Landsleuten vollzog. Sie sieht hierin einen eindeutigen Beleg für die späte Entstehung der Inschrift, die ihrer Ansicht nach nicht vor dem 17./18. Jh. angefertigt worden sein kann. Eine zweite kurze Inschrift auf der Stirnseite der Archivolte – *„Im Jahre 1887 des Herrn“* – gibt vielleicht den entscheidenden Hinweis auf das



Karmir Wank,  
Grundriß.



Karmir Wank.

genaue Alter der Tympanoninschrift und den Zeitpunkt der Instandsetzung der Kirche. Darüber hinaus besitzen wir leider keine Quelle, welche die Baugeschichte erhellen könnte. Eine Inschrift mit der Jahreszahl 1228, die sich vor der Restaurierung der Kirche über dem Westportal befunden haben soll, ist verschwunden, das überlieferte Datum stimmt aber durchaus mit der zeitlichen Einordnung von Bautyp und Einzelformen überein.

Terminologische Schwierigkeiten ergeben sich nun allerdings bei der typologischen Zuweisung des Baus. Der Grundriß zeigt eine kreuzförmige Raumordnung, die aufgrund der rechteckigen

Ummantelung des Gebäudes außen nur in der Giebelzone nachvollzogen werden kann. Den Mittelpunkt der Kirche bildet ein quadratischer Zentralraum mit etwa fünf Meter Seitenlänge, über den sich der steile Tambour und die Kuppel erheben. Die Überleitung vom Quadrat dieser Vierung zum Rund der Tambourtrommel vollziehen vier kleine Hilfgewölbe in der Form sphärischer Dreiecke, sog. Pendentifs, welche auch die Last der Kuppel an den Seiten und im Westen auf Tonnengewölbe verteilen, die die schmalen an den Mittelraum anschließenden Raumkompartimente überspannen. Auffallend ist, daß im Osten ein solcher Kreuzarm – er würde in der abendländischen Architektur dem Vorchorjoch entsprechen – fehlt und die halbkreisförmige Apsis direkt an den Mittelraum anschließt. Der gegenüber den seitlichen Kreuzarmen verlängerte Westarm betont die Ost-West-Achse, weshalb wir die Kirche der Gruppe der Längsbauten zuordnen können. Der terminus technicus für die soeben beschriebene Raumform lautet Kuppelsaal (nach dem französischen *salle à coupole*). Er ist aber nur mit Einschränkung auf Karmir Wank übertragbar, da der nördliche und südliche Kreuzarm eine Nord-Süd-Achse und damit ein zentralisierendes Gegengewicht bildet, das sich im Verhältnis Länge–Breite deutlich niederschlägt: 12 : 10 lautet die Relation, d. h. der Grundriß nähert sich dem Quadrat. Dieser Sachverhalt erklärt auch den wuchtigen Gesamteindruck, den das Bauwerk beim Betrachter hinterläßt. – Nicht unerwähnt bleiben sollen die vier in den geschlossenen Baukörper integrierten Eckräume, eine in der armenischen Architektur sehr verbreitete Lösung. Man macht es sich zweifelsohne zu einfach, wenn man glaubt, die westlichen Pendants zu den östlichen Pastophorien mit dem Streben nach Symmetrie und Harmonie hinreichend erklärt zu haben: Ihre Existenz verdanken sie in erster Linie liturgischen Bedürfnissen wie dem im 10. Jh. aufkommenden Brauch, Privatmessen für Spender von Opfergaben zu lesen. Da die armenische Kirchenregel vorsieht, daß pro Tag und Altar nur eine Messe gelesen werden darf, errichtete man Nebenkapellen mit weiteren Altären, um die strenge Vorschrift zu umgehen.

Den Bautyp, den die Kirche von Karmir Wank repräsentiert, treffen wir vor allem in Klosterkirchen auf dem Territorium der heutigen Sowjetrepublik Armenien an. Zu erwähnen wären etwa die Johannes dem Täufer geweihte Kirche des Klosters Norawank (1221–1227), die Mutter-Gottes (Astwazazin)-Kirche des Klosters Geghard (1215) und – als Vorläufer – die große Kirche (961–972) und die kleine Mutter-Gottes-Kirche des Klosters Sanahin (1. Hälfte 10. Jh.).

Unsere Aufmerksamkeit wollen wir nun dem äußeren Erscheinungsbild der Kirche schenken, das von verschiedenfarbigen, ein buntes Muster bildenden Tuffplatten bestimmt wird. Es kann vorausgesetzt werden, daß die äußere Blendplattenverkleidung erst mit der letzten Restauration erfolgte, wobei sich die vielfarbige Wirkung – dunkelrote, gelbe und schwarze Platten wurden wahllos aneinandergereiht – wohl eher beiläufig bei der Zusammenstellung der jeweils passenden, in ihrer Größe stark variierenden Steine ergab und nicht auf eine bewußte künstlerische Absicht zurückzuführen ist. Lediglich der den Tambour krönende konische Helm weist ein regelmäßiges Muster auf, denn ihn bedecken abwechselnd angeordnete schwarze und dunkelrote Plattenlagen. Der äußeren Plattenverkleidung entspricht, gemäß der in Armenien üblichen Mauertechnik, auch eine innere einfarbige Tuffplattenverkleidung. Zwischen diesen Plattenschalen liegt das eigentliche Mauerwerk, eine betonartige Gußmasse, die sich aus einem mit Mörtel vermischten Steinkonglomerat aus Basalt und Tuffsplintern zusammensetzt. Diese Mischung wurde beim Bau der Kirche zwischen die Schicht für Schicht aufgerichteten Plattenschalen gegossen. Da man die Platten, die keinerlei tragende Funktion erfüllten, ohne großen Aufwand von dem Mauerwerk lösen konnte, wurden sie bei Restaurierungsmaßnahmen häufig ausgewechselt, zumal sie verhältnismäßig schnell verwitterten.

Zum äußeren Erscheinungsbild des Kuppelsaals gehört natürlich auch der Bauschmuck, der allerdings nur spärliche Akzente setzt. Am auffälligsten sind noch die Außennischen, die – paarweise auf Höhe der Querarme und der Ostapsis aus dem Mauerverband ausgespart – die Nord-, Süd- und Ostfassade auflockern. Sie schließen auf Höhe der seitlichen Pultdächer mit einer Muscheltrompe ab. Des weiteren verdient das Westportal Beachtung, ein Stufenportal mit je zwei Doppelsäulen im Gewände, das Erinnerungen an die heimische Romanik wachruft. Die inneren Säulen werden von je einem Kapitell zusammengefaßt, in dessen Körper einfache Stalaktiten- bzw. Muqarnasmuster eingeschnitten sind. Es dient als Auflager für die innere Archivolte, die in Form eines Rundstabs das Tympanonfeld mit seiner Inschrift überspannt. Von dieser inneren Archivolte unterscheidet sich die äußere, die aus einem profillosen Bogenband mit breiter Stirnseite besteht. Sie ruht ebenfalls auf einem Doppelkapitell, welches sich aus einer korbähnlichen oberen Zone mit stark verwittertem geometrischen Flechtwerk und einer unteren Knauf- oder Kugelzone zusammensetzt. Sowohl diese unterschiedlichen Kapitellformen mit ihrer Flachreliefbearbeitung wie auch die Muschelbekrö-

nung der Außennischen sind charakteristisch für das 13. Jahrhundert. Ins Auge fallen schließlich noch der in der Giebelzone der Westfassade über der Rechteckeingassung des kleinen Rundfensters eingemauerte Khatschkar (Kreuzstein), der eine stark verwitterte und nicht mehr identifizierbare biblische Gestalt inmitten einer vegetabilischen Flechtwerkfüllung zeigt – offensichtlich wurde dieser ältere Khatschkar erst bei der Restaurierung im späten 19. Jahrhundert hier eingefügt –, und das ungewöhnliche Bogenband des Nordfensters, dessen dünnes maßwerkartiges Stabprofil die Umrisse eines Dreipasses beschreibt, eine in der armenischen Kunst ungebräuchliche Form, die sicherliche jüngeren Datums ist.

Bei einer abschließenden historischen Einordnung Karmir Wanks sind wir natürlich auf Mutmaßungen angewiesen, zumal die Inschrift von 1228 als Beleg nicht zur Verfügung steht. Aber eine Gründung der Kirche und mit ihr des Klosters in dieser Zeit ließe sich gut mit der geschichtlichen Situation der Region im beginnenden 13. Jahrhundert in Einklang bringen: Das benachbarte Ani erlebt gerade unter der Regentschaft der georgischen Königin Thamar im vereinten georgisch-armenischen Königreich seine letzte Blütezeit, die dann 1236 durch den Mongolensturm abrupt und unwiderruflich zu Ende geht. Außer Frage steht, daß von dieser letzten Periode kultureller Blüte und wirtschaftlicher Prosperität auch das Umland profitiert hat – das Kloster Bagnair, dem wir uns im folgenden zuwenden wollen, ist ein weiteres steinernes Dokument dieser historischen Situation.

### *Bagnair*

Von der einstigen Bedeutung des neun Kilometer südwestlich von Ani am Fuße des Aladja-Dagh gelegenen Klosters zeugen heute nur noch Ruinen. Sein ursprünglicher Zustand ist durch Bauaufnahmen und Fotografien, die Anfang dieses Jahrhunderts entstanden, aber soweit gesichert, daß wir das Bauensemble rekonstruieren können. Die historischen Aufnahmen zeigen ein allerdings bereits verlassenes Kloster mit schweren Schäden an der Bausubstanz. Der Komplex setzte sich aus einem dreischiffigen Gawit – einem quadratischen von vier Pfeilern getragenen Vorbau –, der eigentlichen Klosterkirche vom Typ Kuppelsaal, einem südlich anschließenden zweischiffigen Gawit und zwei östlich angrenzenden Kapellen zusammen. Weiterhin gehörte eine heute noch recht gut erhaltene Sechskonchenkapelle, die 200 Meter nördlich auf einer Anhöhe steht, zum Kloster. Als Ende der sechziger Jahre Wissenschaftler der Accademia Nazionale von



Kloster Bagnair von Südwesten. Historische Aufnahme (1918).

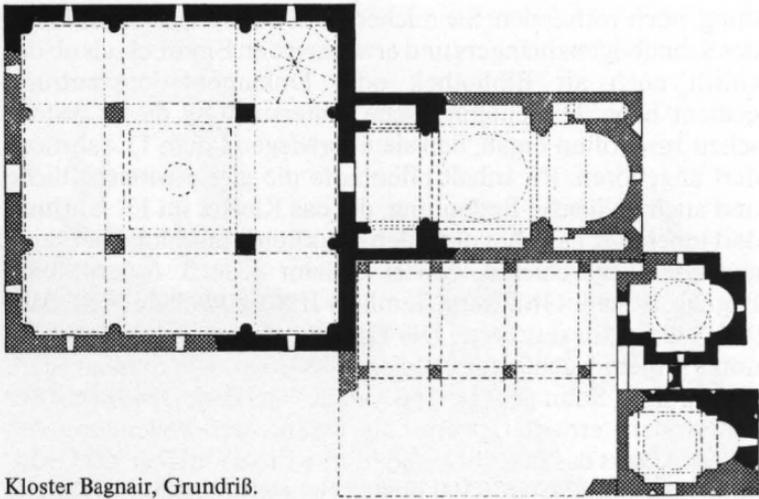
Rom Bagnair wiederentdeckten, befand sich das Kloster in einem weit fortgeschrittenen Stadium des Verfalls: Die Westfassade des Gawits, der größte Teil der Südfassade und die westlichen Freipfeiler im Innern – einschließlich Gewölbe – waren verschwunden. Von der angrenzenden Mutter-Gottes-Kirche war sogar nur noch das westliche Joch vorhanden – den zentralen Kuppelraum und den Chor hatte die Dorfbevölkerung mittlerweile vollständig abgetragen. Nicht anders erging es dem bereits Anfang des Jahrhunderts stark beschädigten südlichen Gawit, den die Forscher vergeblich suchten, und den östlichen Kapellen, die nur noch durch ihre Fundamente und Teile des aufstrebenden Mauerwerks ausgewiesen waren. Bei unserem Besuch 1981 – also nur etwas mehr als eine Dekade später – zeigte sich erschreckenderweise, daß auch diese Bestandsaufnahme wieder revidiert werden mußte, denn die Nordwand des Gawits hatte man mittlerweile bis auf Höhe des Mitteljochs eingerissen und die beiden Kapellen endgültig dem Erdboden gleichgemacht.

Der Grund, warum Fachgelehrte überhaupt auf dieses Kloster aufmerksam wurden, liegt in einer bemerkenswerten Fülle von Bauinschriften, insgesamt 66, die die innere Blindplattenverkleidung des Gawits zierte. Sie wurden um die Jahrhundertwende aufgenommen und liegen in französischer Übersetzung vor. Einige wenige dieser Inschriften sind am mittleren Teil der Nordwand, der einzigen erhaltenen Fläche der inneren Plattenverklei-

dung, noch vorhanden. Sie reichen vom Fußboden bis zur Höhe des Schildbogenanfängers und erwecken den Eindruck, als ob der Gawit auch als Bibliothek oder Dokumentationszentrum, gedient habe. Die epigraphische Untersuchung dieser historischen Inschriften ergab, daß sie überwiegend dem 13. Jahrhundert angehören. Ihr Inhalt offenbarte die große wirtschaftliche und auch politische Bedeutung, die das Kloster im 13. Jahrhundert innehatte, gab aber nicht den erhofften Aufschluß über seine genaue Baugeschichte. Soviel scheint jedoch festzustehen: Bagnair ist eine Gründung Sembats II. (der Eroberer), der von 977-989 in Ani residierte. Die Hauptkirche des Klosters wurde unter seinem Nachfolger Gagik I. (989-1020) von Sembat (dem Gelehrten?), Sohn des General Vahram aus dem Geschlecht der Pahlawiden, errichtet, wobei als Datum der Vollendung des sakralen Baus das Jahr 1012 angeführt wird. Somit fiel die Gründung des Klosters in eine politische und kulturelle Blütezeit Armeniens, dessen Fürsten für eine kurze Periode die Fremdherrschaft abschütteln und Ani in den Rang einer blühenden Reichshauptstadt erheben konnten. Die größte Bedeutung erlangte Bagnair aber erst 200 Jahre später, bezeichnenderweise zu einer Zeit, als die Klöster zu geistigen Zentren des Landes aufstiegen und das kulturelle Erbe hüteten. In diese Periode fällt höchstwahrscheinlich auch der überwiegende Teil der Baumaßnahmen, die wir heute noch, wenn auch sehr eingeschränkt, begutachten können.



Kloster Bagnair. Gawit der Klosterkirche. Blick auf die Nordwand mit den Inschriften.



Kloster Bagnair, Grundriß.

Eine Vorstellung vom Baustil des Gawits gewinnt man bei näherer Betrachtung der leidlich erhaltenen Ostpartie. Leider war es im Sommer 1981 nicht möglich, das noch eingewölbte Ostjoch zu betreten, da es als Heuschober dient. Die östlichen Pfeiler und der östliche Gewölbeansatz der einstigen zentralen Kuppel konnten aber besichtigt werden. Eine auffallende Übereinstimmung mit anderen zeitgleichen Gawits zeigen die beiden Freipfeiler: Der oktagonale Schaft, das gedrückte Kissen- oder Polsterkapitell zwischen verschiedenen gestalteten Wulst-Kehle-Profilen und die breite oktagonale Kämpferplatte, deren Ecken in Form von Muqarnasmotiven abgekantet sind: dies alles läßt sich in geringfügig verschiedenen Ausführungen z. B. im Gawit des Klosters Gegend (1225–1230) oder in der zum Gawit-Typ gehörenden sog. Apsishalle (13. Jahrhundert) des Horomos-Klosters, nördlich Ani, wiederfinden. Über ein zufälliges Maß hinausreichende Übereinstimmungen zwischen Bagnair und diesen beiden Klöstern ergeben sich auch beim östlichen Gewölbeansatz der zerstörten zentralen Kuppel: Ein breites, abgeschrägtes und reich profiliertes Gesims leitet zu einer kunstvollen Stalaktitenkuppel über, deren Muqarnaselemente der untersten beiden Steinlagen noch erhalten sind. Einen nahezu gleichen Wölbungsmodus wählte man beim *Reliquiar-Saal* des Fürsten Vač'e im Horomos-Kloster (1229), der, zusammen mit der sog. Apsishalle und einem weiteren Saal, eine selbständige, unter dem Begriff Haus der Reliquien zusammengefaßte Baugruppe bildet. Eine Vorstellung von der optischen Wirkung solcher Kuppeln vermittelt der Gawit des

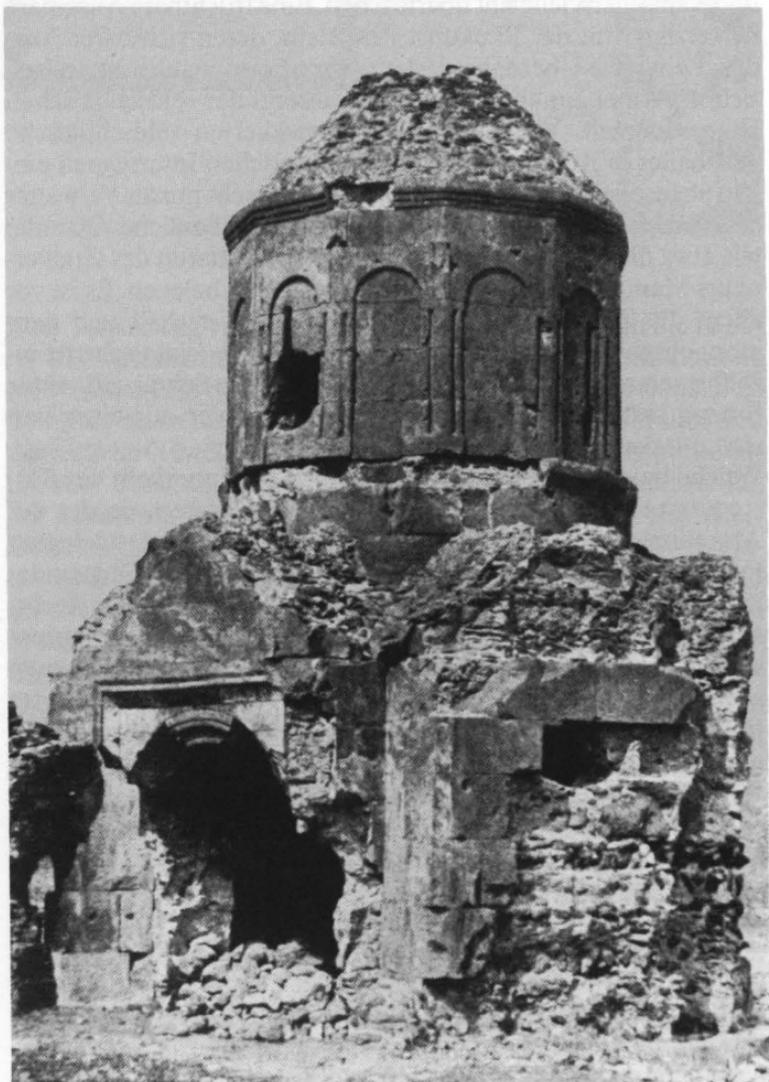
Klosters Geghard vielleicht am eindrucksvollsten. Dort ist die bis in die Einzelelemente der Muqarnas mit Bagnair übereinstimmende Stalaktitenkuppel noch unversehrt erhalten. So ist denn die Vermutung durchaus nicht abwegig, daß am Horomos-Kloster, in Geghard und Bagnair dieselben Steinmetzen gearbeitet haben.

Einen Außenstehenden mag die Verwendung islamischer Schmuckformen wie Stalaktiten bzw. Muqarnas an Gewölben und Kapitellen vielleicht überraschen. Eine fruchtbare Auseinandersetzung mit der Baukunst des Islam, deren sichtbarer Ausdruck eben die Übernahme islamischen Formengutes ist, vollzog sich in Armenien aber vor allem während der seldschukischen Herrschaftszeit. Von 1064 bis 1199 residierten seldschukische Statthalter in Ani, von drei kurzen georgischen Interregnen einmal abgesehen, und diese verstanden sich nicht nur als Verwalter der Macht, sondern setzten auch neue städtebauliche Akzente, wie etwa die Moschee und das sechseckige Minarett des Gouverneurs Manutsche, Sohn des Emirs von Dwin, belegen. Es ist vor allem die Zeit zwischen seldschukischer Herrschaft und dem mongolischen Verwüstungsfeldzug, in der die islamischen Einzelformen auf breiter Ebene in die armenische Sakralarchitektur Einzug halten. Der Gawit von Bagnair ist hier nur eines von vielen Beispielen.

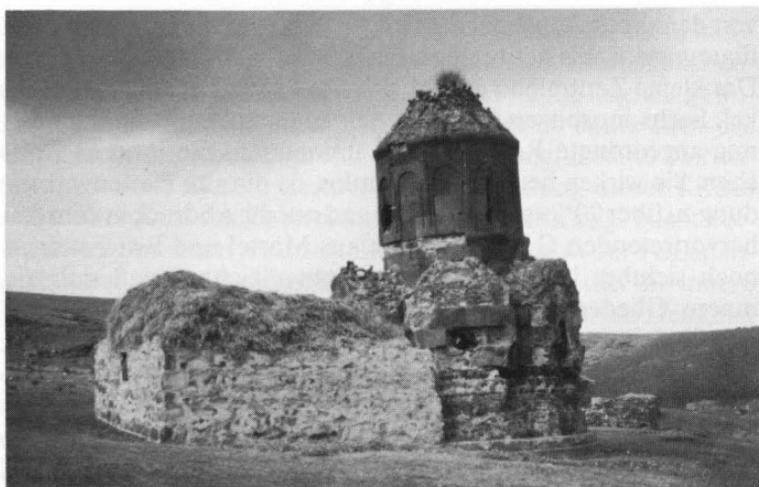
Welche besondere Bedeutung diesem Gawit innerhalb des Klosterkomplexes zukam, ist schwer zu beantworten, da der auf Armenien beschränkte Bautyp als solcher keiner festgelegten Funktion zugeordnet werden kann. Er diente als Gemeindekirche, Begräbnisstätte höherer Persönlichkeiten, Ort der Rechtsprechung und Gesetzgebung (darin am ehesten unserem romanischen Westwerk vergleichbar), Unterrichtsraum der Konventsschule sowie als Bibliothek. Gerade die vielen Inschriften der Innenwände, die als historische Dokumente allgegenwärtig waren, vermitteln den Eindruck, als ob sie den würdigen Rahmen einer klösterlichen Lehranstalt gebildet hätten.

An den Gawit schließt sich im Osten die eigentliche Klosterkirche an, die, so die Inschriften, im Jahre 1012 vollendet worden sein soll. Der überlieferte Grundriß zeigt eine Kirche vom Typ Kuppelsaal, die dem bewährten Schema der Kirchen von Thalisch und Ptghni (beide SSR Armenien) folgt: westliches tonnengewölbtes Joch, mittlerer kuppelbekrönter Zentralraum, der durch je zwei mächtige, weit in den Raum hineinragende Wandpfeiler von den beiden angrenzenden Jochen getrennt wird, und Chor, bestehend aus Vorchorjoch, halbkreisförmiger Apsis und zwei schmalen, von den Seiten zugänglichen Pastophorien. Die

Stürme der Zeit überdauert haben nur die beiden westlichen, ehemals aus der Mauerflucht hervortretenden Wandpfeiler und Teile der südlichen und nördlichen Außenmauer an der Verbindungsstelle zum breiteren Ostabschluß des Gawits. Ob diese Ruinen der einstigen Hauptkirche auf die Zeit Sembats zurückgehen, ist ungewiß. Nicht unbedeutend ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß die Umgebung Anis in der Zeit zwischen



Kloster Bagnair, Grabkapelle. Historische Aufnahme (1918).



Kloster Bagnair, Grabkapelle von Südwesten.

1048 und 1064 von Seldschukenhorden, welche die Stadt mehrmals vergeblich belagerten, schwer verwüstet wurde. Dabei trat in den fünfziger Jahren des 11. Jahrhunderts besonders der Emir von Dwin, ein Vasall des Toğrul Beğ, unrühmlich in Erscheinung. Die mächtigen Wandpfeiler, die mit abgestuften Pilaster-, eingestellten Viertel- und Halbsäulenvorlagen an spätromanische Bündelpfeiler erinnern, ein Eindruck der durch die rhythmisch zusammengefaßten Kämpferkapitelle noch verstärkt wird, sind denn wohl auch erst einem späteren Wiederaufbau der Mutter-Gottes-Kirche, vielleicht im Anschluß an den Gawit, zuzuschreiben.

Das besterhaltene Klostergebäude ist die 200 Meter nördlich des Gawit gelegene Sechskonchenkapelle, an die sich heute eine Scheune anschließt. Ihre Bausubstanz hat in den vergangenen 70 Jahren erstaunlicherweise kaum gelitten, was eine Aufnahme Thoramanians aus der ersten Dekade dieses Jahrhunderts beweist. Strzygowski, der die Fotografie 1918 in seinem zweibändigen Werk über *Die Baukunst der Armenier und Europa* veröffentlichte, stellt die Kapelle irrtümlicherweise als Sechspaß der Burg zu Ani vor; offensichtlich hat er selbst auf seinen ausgedehnten Reisen weder Bagnair besucht, noch die Burg von Ani betreten. Da zudem die Burg von Ani seit der türkischen Besetzung dieses Gebietes im Jahre 1920 aus militärischen Gründen nicht mehr besichtigt werden darf, und Bagnair bisher nur einigen wenigen Besuchern bekannt war, blieb die Tatsache, daß uns

von dem Sechskonchenbau eine historische Aufnahme zur Verfügung steht, bis heute unentdeckt.

Der kleine Zentralbau erhebt sich über einem dreistufigen Sockel. Sechs im spitzen Winkel aufeinanderstoßende, strahlenförmig angeordnete Rechteckarme ummanteln die inneren Konchen. Sie wirken heute etwas formlos, da die alte Plattenverkleidung zu über 90% verschwunden und nur ihr Abdruck in dem frei hervortretenden Gußmauerwerk aus Mörtel und Bruchsteinen noch sichtbar ist. Trotzdem ist nachvollziehbar, daß sich die innere Gliederung in der äußeren Gestaltung widerspiegelt, eine in der armenischen Architektur eher selten anzutreffende Konzeption. Die Konchenarme schlossen oben mit je einem kleinen Giebel ab, der bis kurz unter das schmucklose äußere Gesims des Trommelfußes reichte. Diese Giebelzone ist der am stärksten in Mitleidenschaft gezogene Teil der Kapelle. Der aus ihr förmlich herauswachsende zwölfseitige Tambour wird durch äußerst flache Blendarkaden unterteilt, wobei die Blendsäulen auf dünne Rundstabprofile reduziert sind. Asymmetrisch angeordnet sind vier Fensterschlitze, die an die Seiten der von den Blendarkaden ausgesparten Blendnischenfelder gerückt wurden. Der Tambour schließt mit einem Traufgesims ab, welches sich aus zwei durch Kreisornamente verbundene Rundstableisten zusammensetzt. Ein solches Schmuckmotiv umzieht interessanterweise auch den Tambour von Karmir Wank auf Höhe des Trommelfußes.

Das schmucklose Innere der Kapelle ist, einschließlich Kuppel, in einem noch besseren Erhaltungszustand, da die innere Plattenverkleidung bisher kaum gelitten hat. Der außen zwölfseitige Tambour ist innen rund und seine Schlitzfenster vergrößern sich inwendig, um den Lichteinfall zu verstärken. Die Last von Kuppel und Tambour leiten sechs sphärisch gekrümmte Eckzwickel direkt in die Konchenmauern über, so daß die den ausbuchtenden Mauern zwischen den hufeisenförmigen Nischen vorgesetzten Dreiviertelsäulen keine konstruktive Bedeutung haben.

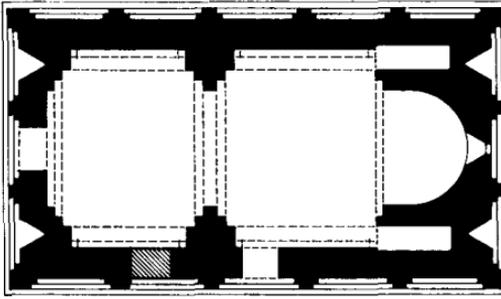
Die Funktion, die dieser kleine, außerhalb des eigentlichen Klosterkomplexes gelegene Zentralbau innehatte, war offensichtlich die einer Grabkapelle. Für diese Annahme spricht eine aufschlußreiche Äußerung des Dorfältesten anlässlich unseres Besuches, wonach Dorfbewohner vor drei Jahren bei Ausschachtungsarbeiten im Zusammenhang mit dem Anbau auf Gebeine stießen. Aufgrund einer traditionell bedingten Ehrfurcht und Scheu vor den Ruhestätten der Toten brachen sie daraufhin ihre Arbeiten ab, schütteten das ausgehobene Erdreich wieder zu und gaben den damals erwogenen Plan, die Kapelle abzureißen, auf.

Ein weiteres Indiz dafür liefert die Gregorkirche des Abughamrentz im benachbarten Ani, welche ebenfalls dem Sechskonchentyp angehört und möglicherweise ein Vorbild für Bagnair gewesen ist. Eine Inschrift besagt, daß sich hier im Jahre 1040 das Geschlecht der Abughamrentz eine Familiengrabstätte einrichtete, wobei zu diesem Zeitpunkt die Gründung dieser Kirche selbst allerdings schon etwa vierzig Jahre zurücklag. Nicht verhehlt werden sollen natürlich die Unterschiede in der Fassadengestaltung beider Bauten: Bei der Gregorkirche tritt die innere Konchengliederung außen nicht in Erscheinung, da das Denkmal zwölfseitig ummantelt ist und nur die das Mauerwerk zwischen den Konchen aussparenden Trichternischen die Lage der Apsiden verraten. Zwangsläufig leitet dann auch bei der Gregorkirche ein umlaufendes Ringpultdach zum Tambour über, während in Bagnair die separaten und auseinanderstrebenden Konchenarme mit je einem Dreiecksgiebel abschlossen. In Ani existier(t)en noch zwei weitere Kirchen dieses Typs aus der Zeit des 11.-13. Jahrhunderts, so daß sich feststellen läßt, daß die Kapelle von Bagnair einem Typ angehört, der in der Hauptstadt Ani zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert wiederholt aufgegriffen wurde, womit denn das zeitliche Umfeld für die Errichtung der Bagnairer Kapelle abgesteckt wäre.

Wenn auch die übrigen Klosterruinen wohl nicht mehr zu retten sind, so ist doch zu hoffen, daß zumindest dieser interessante Zentralbau erhalten bleibt.

### *Çala und Urta*

Beide Bauwerke sind nicht gerade als bedeutende Architekturdenkmäler, sonder eher als bescheidene Dorfkirchen einzustufen. Ihr verhältnismäßig guter Erhaltungszustand sichert ihnen aber eine gewisse Bedeutung zu. In Urta ist die Konservierung der Bausubstanz darauf zurückzuführen, daß die Kirche in eine Moschee verwandelt wurde, und in Çala ist die Kirche als nördlicher Annex der Moschee erhalten geblieben. Wann in diesen Dörfern der Islam Einzug hielt, kann heute nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden, die ehemals hier ansässige georgische Bevölkerung war bereits im 16./17. Jahrhundert weitgehend zum Islam bekehrt worden. Im Mittelalter nahm diese Region als Tchridili-Distrikt den südlichen Teil der georgischen Provinz Djawakheti ein, der direkt an Armenien grenzte. Diese Nachbarschaft hinterließ auch in der Architektur beider Kirchen ihre Spuren, da georgische und armenische Elemente in der Bauform verschmelzen.

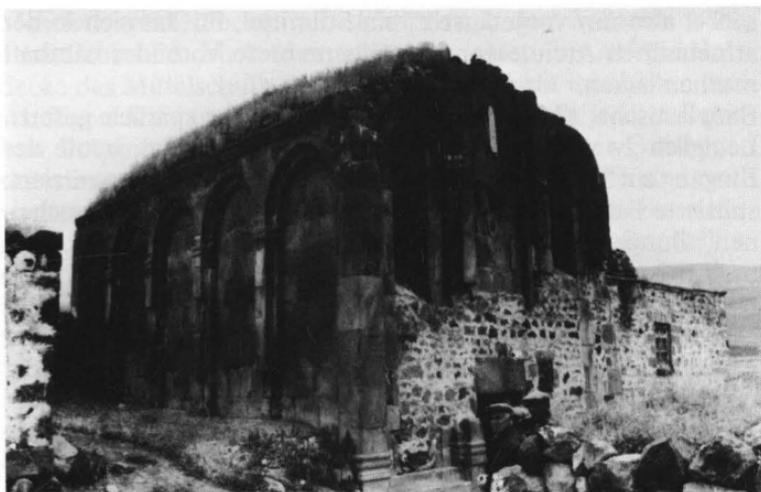


Kirche von Çala,  
Grundriß.

Çala präsentiert sich dem Besucher als einfache tonnengewölbte Saalkirche, die durch zwei abgestufte und weit ins Kirchenschiff ragende Wandpfeiler in zwei Joche unterteilt ist. An das östliche Joch schließt eine leicht gestelzte, halbkreisförmige Apsis an, die von schmalen, schachtartigen Pastophorien flankiert wird. Je zwei Blendnischen strukturieren die seitlichen Innenwände, die offensichtlich als Pendant zu den äußeren Blendarkaden, zweifach abgestuft sind. Der durch Blendplatten einheitlich verkleidete Innenraum muß einmal einen sehr geschlossenen Eindruck hervorgerufen haben, welcher sich dem heutigen Besucher allerdings kaum mehr vermittelt, da der nun fensterlose, lediglich durch zwei Türen und eine Wandöffnung zur Moschee-Empore schwach beleuchtete Raum nur sehr schemenhaft zu sehen ist. Außerdem versperrt eine zwei Drittel des Raumes einnehmende und nicht betretbare Holzzwischendecke, die etwa in halber Raumhöhe eingezogen wurde, den Blick auf Tonnengewölbe und Blendbogen der Wandnischen.

Der äußere Eindruck der Kirche wird maßgeblich von den Blendarkaden der Nordfassade sowie den Außennischen der West- und Ostfassade bestimmt. Erstere gliedern die gesamte Nordwand, da der Scheitel des vorderen Blendbogens bis an das untere Stabprofil des Traufgesimes reicht und nur eine schmale Mauerfläche in den Bogenzwickeln ausspart. Die von den Blendarkaden umrahmten Wandfelder liegen in beachtlicher Feldtiefe, da Blendbögen und Pilaster wie im Innern zweifach zurückgestuft sind. Eine ähnlich gestaltete Fassadengliederung weist die dreischiffige Basilika Otçta Eklessia (Dört Kilise) in der benachbarten, vordem georgischen Provinz Tao-Klardschetien auf. Es ist möglich, daß die Fassade der 90 Kilometer westlich gelegenen Kirche den Baumeister von Çala beeinflusste, wenn er auch nur eine bescheidene einschiffige Dorfkirche bauen konnte.

Die mit dem Anbau der Moschee teilweise vermauerte Westfassade zeigt nur noch in der oberen Zone und im Sockelbereich den



Kirche von Çala von Nordwesten.

ursprünglichen Bauzustand. Geprägt wird diese Westfassade von den beiden seitlichen, tief in die Wand schneidenden Außennischen, die heute bis zur Hälfte zugemauert sind. Ihre Tiefe entspricht in etwa der eigentlichen Mauerstärke, und nur ein dreifacher Wandpfeilerrücksprung im Innern verhindert den Durchbruch. Eingefaßt werden diese Nischen im Westen wie im Osten von einer Dreibogenstaffel, deren erhöhter Mittelbogen leider dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist. Schwere Schäden am Giebel lassen nur mehr erahnen, daß die Bogenscheitel jeweils das steigende Ortngangesims berührten. Eine gestufte Blendbogenstaffel, allerdings eine Siebenbogenstaffel, wurde auch an der Westfassade von Otçta Eklessia verwirklicht. Dort fehlen jedoch die Dreiecksnischen, und der Mittelbogen reicht nur bis zur Höhe des seitlichen Lichtgadens.

Ein kurzer Blick auf die nur an den Schmalseiten zutagetretende Sockelzone mag unseren Eindruck von Çala vervollständigen. Die Pilaster der Blendarkaden weisen ein verschieden gestaltetes Basisprofil auf, welches aus zwei, durch schmale Doppelstege getrennte, breiten Flachkehlen besteht. Unter ihnen kommt ein gestufter Sockel zum Vorschein, ein in der armenischen Kirchenbaukunst übliches, sehr verbreitetes Bauelement, das in Djawakethi und Tao-Klardschetien erst seit dem 10. Jahrhundert auftaucht. Da die beiden oberen Stufen als Teil der äußeren Mauerverblendung über dem Niveau des inneren Fußbodens liegen und gegen die äußeren Pilaster stoßen, wird hier der vielleicht von der antiken Tempelarchitektur herzuleitende dreistufige Stufen-

sockel also nur vorgetäuscht, ein Stilmittel, für das sich in der armenischen Architektur ebenfalls mehrere Vorbilder namhaft machen lassen.

Bauplastische Akzente sind in Çala nur sehr spärlich gesetzt. Lediglich zwei Kapitelle am ehemaligen Südportal, heute der Eingang zur Moschee, sind mit vegetabilischen Motiven verziert: stilisierte Palmetten, die auch am Westportal von Urta erscheinen, Zungenblattkompositionen und volutenartige Spiralfornen.

Nach der Besichtigung Çalas ist der Besucher vom äußeren Erscheinungsbild der Kirche von Urta sicherlich enttäuscht. Der nahezu schmucklose rechteckige Baukörper wurde durch nachträgliche Eingriffe, bedingt wohl durch die Umwandlung der Kirche in eine Moschee, sichtlich entstellt. Der Bautyp, eine dreischiffige Basilika, entsprach dem von Otchta Eklessia: erhöhtes Mittelschiff mit Obergaden und abschließendem Satteldach, flankiert von niedrigeren Seitenschiffen mit zum Lichtgaden ansteigenden Pultdächern. Von dieser ursprünglichen basilikalischen Konzeption ist heute nicht mehr viel zu sehen. Man hat das Satteldach und die Pultdächer entfernt, das Langhaus bis zur Hälfte der Höhe des Obergadens abgetragen, dabei auch das Tonnengewölbe des Mittelschiffs zerstört und durch eine Holzdecke ersetzt. Weiterhin hat man die Seitenschiffe durch Aufmauerung von groben Hausteinen, die einen häßlichen Kontrast zu den exakt verfügten Blendplatten darunter bilden, an das neue Höhenniveau des Mittelschiffes angeglichen. Als Ersatz für die Fenster des zugemauerten Lichtgadens wurden neue Öffnungen auf Höhe der Nahtstelle zwischen altem Gußmauerwerk und dem unteren Haustein-Läuferverband aus der Mauer gebrochen. Es würde hier zu weit führen und auch nicht allzu ergiebig sein, den äußeren Bauzustand detaillierter zu untersuchen. Lediglich auf die Ostfassade wollen wir noch ein Augenmerk richten, bürge doch ihre gestalterischen Akzente für ihre Ursprünglichkeit. Wie in Çala betonen hier zwei ausgesparte Dreiecksnischen die Lage der Ostapsis. Sie schließen auf Höhe des alten Lichtgadenansatzes mit einer muschelförmigen Trompe ab, ein in Georgien sehr verbreitetes Motiv. Zwischen den Nischen unterhalb der Muscheltrompen zierte ein Bogenband mit rechtwinklig abknickenden Enden die Stirnseite der Apsis. Hier an der Ostseite tritt auch der dreistufige Sockelunterbau am deutlichsten zutage, dessen obere beiden Stufen im Gegensatz zu Çala nicht vorgeblendet sind, sondern mit zum Fundament der einstigen Kirche gehören.

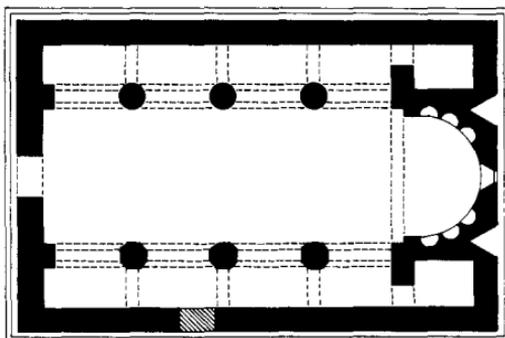
Der Besucher, der die einstige Kirche von Urta und heutige

Moschee von Gölbelen betritt, wird nach dem äußeren, wenig erbaulichen Eindruck überrascht sein, einen, bis auf die Holzdecke des Mittelschiffs, doch recht unverfälscht erhaltenen dreischiffigen Kirchenraum vorzufinden, der durch je drei Rund- bzw. Polygonalpfeiler unterteilt wird. Die von breiten Gurtbogen unterfangene Längstonnengewölbe der Seitenschiffe sind noch vorhanden, ebenfalls die ursprünglichen Arkaden mit ihren kurzen stämmigen Pfeilern, deren außergewöhnliche Kapitellformen Aufmerksamkeit erregen. Die von den Pastophorien flankierte breite Apsis bildet einen weiteren Blickfang. Ihre zu beiden Seiten des Apsisfensters angeordneten halbkreisförmigen Nischen, je drei an der Zahl, erinnern an vergleichbare abendländisch-romanische Lösungen. Sie sind allerdings in der georgischen Architektur durchaus verbreitet, wie die Klosterkirche von Chachuli (Tao-Klardschetien), die Kathedrale Sweti Zchoweli (Mzcheta) oder die Kathedrale von Alawerdi (Kachetien) dokumentieren.

Als Vorbild für diese dreischiffige Basilika kämen die tao-klardschetischen Basiliken von Otchta Eklessia und Parhal (10. Jahrhundert) in Betracht, wobei Urta, angesichts der Größenverhältnisse, kaum mehr als die Rolle einer bescheidenen, wenn auch



Kirche von Urta,  
südöstlicher Pfeiler.



Kirche von Urta,  
Grundriß.

freien Nachbildung beanspruchen könnte. Die Kirchen von Antschishati (Tiflis), Urnisi und Bolnisi (Kartli) belegen, daß die Tradition dieses Bautyps auch in Georgien bis ins 5./6. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann.

Teils armenische, teils georgische Herkunft verraten die Zierformen der Kapitelle. Es handelt sich um recht auffällige Motive, die jedoch im armenisch-georgischen Kulturbereich nicht vereinzelt darstellen. Da ist z. B. das wiederholt ausgeführte Volutenkapitell, dessen Kapitellkörper sich aus vier aneinandergereihten Spiralen zusammensetzt, die an den Seiten als Zylinder plastisch ausgeformt in Erscheinung treten. Solche Volutenkapitelle, die als späte volkskünstlerische Rückbildungen des antiken ionischen Kapitells zu verstehen sind, tauchen in formaler Abwandlung am Chor von Bana und Ischchani (Tao-Klardschetien) auf. Dort sind jeweils nur zwei seitliche Voluten mit plastisch herausgearbeitetem Zylinder realisiert, die allerdings freier aus dem Kapitellblock hervortreten. Auf armenischem Gebiet ist es vor allem die von Marr Anfang dieses Jahrhunderts in Ani freigelegte Gregorkirche des Gagik, die mit Volutenkapitellen aufwartet, wie überhaupt in Ani eine stärkere antikisierende Tendenz als in den benachbarten ehemaligen armenischen Fürstentümern spürbar ist.

Eine weitere auffällige Schmuckform, die sich besonders in Tao-Klardschetien größerer Beliebtheit erfreute, ziert den polygonalen Südostpfeiler. Den unförmigen sechzehnseitigen Kapitellblock umzieht ein Fries aus aneinandergereihten Kreisen, aus denen je ein geriffeltes Dreieck nach unten wächst, welches die formale Verknüpfung der konzentrischen Kreise zu einem umlaufenden Ornamentband vollführt. Dabei hat man die gleichsam naturgemäße gegenläufige Negativform dieser Dreiecke konsequent bis zum Schnittpunkt der Dreiecksschen-



Kirche von Urta von Südwesten.

kel im Zentrum der Kreise ausgespart. Identische Ausführungen dieses Motivs finden sich in Ischchani am Bogenband des Apsisfensters und am Traufgesims des Tambours, in Tbeti, wiederum als Ornament der Bogenbänder, und an der Bogenbandeinfassung des Westtympanon der Çengelli-Kilise, einem georgischen Kloster am Aladağ unweit Kağizman. Alle diese Beispiele können dem 11. Jahrhundert zugeordnet werden, ein wichtiger Anhaltspunkt auch für die zeitliche Fixierung Urtas.

Abschließend läßt sich feststellen, daß die Bauformen der Kirchen von Urta und Çala die kulturelle Überschneidung dieses mittelalterlichen einstigen Grenzgebietes zwischen Armenien und Georgien deutlich widerspiegeln. Zweifelsohne auf armenischen Einfluß gehen Stufenunterbau und Außennischen zurück, die in Georgien seltener vertreten sind. In beiden Kulturkreisen etwa gleichermaßen verbreitet ist die Bautechnik mit verschaltem Gußmauerwerk und sind bauplastische Elemente wie Volutenkapitelle und Bogenbänder der Fassade (Urta-Ostseite). Eindeutig der georgischen Architekturtradition verpflichtet – und hier speziell der lokalen Tradition des benachbarten Tao-Klardschetien – fühlte man sich in Urta bei der Wahl des Kirchentyps (dreischiffige, tonnengewölbte Basilika wie Otchta Eklessia oder Parhal) und in Çala bei der künstlerischen Gestaltung der Außenfassade durch Blendarkaden, wobei die durch zweifach zurückgestufte Pilaster bedingte beachtliche Feldtiefe der umrahmten Mauerflächen einen deutlichen Kontrast zu armenischen Blendarkaturen bildet, welche sich in der Regel nur aus einfachen

Rundstäben zusammensetzen, die keine variierende Feldtiefe der umrahmten Mauerflächen zulassen. Georgisch sind schließlich noch die Nischen im Halbkreis der Apsis und das Kreis-Dreieck-Motiv des südöstlichen Freipfeilers von Urta. Von armenischen Baugewohnheiten weicht zweifelsohne auch ab, daß man auf ein zentralisierendes Bauglied wie die Kuppel verzichtete. In Armenien gehören Kuppel- und Tambour zur Grundausstattung einer Kirche. Sie sind dort seit dem 10. Jahrhundert üblich, während man in Georgien gerade bei Basiliken Baugliedern, die die Senkrechte betonen, ablehnend gegenüberstand.

Angesichts der Tatsache, daß die mit Urta und Çala verwandten Kirchen von Otchta Eklessia und Parhal, die den Baumeistern unserer bescheidenen Dorfkirchen sicherlich bekannt waren, der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts angehören, wird man eine Entstehung beider Sakralbauten in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zugrunde legen müssen.

Ich hoffe, mit diesen knappen und keineswegs vollständigen Baubeschreibungen die Aufmerksamkeit zukünftiger Ostanatolienreisender auch auf jene in Europa nahezu unbekannt christlichen Denkmäler der äußersten Osttürkei gelenkt zu haben. Über die *klassische* Besichtigungstour Kars-Ani hinaus lohnt ein Abstecher zu diesen abseits der Haupttrouten gelegenen Stätten durchaus, zumal damit auch ein kleiner Beitrag zu ihrer Erhaltung geleistet werden kann.



Kirche von Urta, Ostfassade.

## REISEN NACH OSTANATOLIEN

Noch nicht sehr lange ist es möglich, Reisen in die „Schweiz der Türkei“, nach Ostanatolien, mit hohen, schneebedeckten Bergen und gewaltigen Gebirgszügen, grünen Tälern, weiten Wäldern und ganzjährig wasserführenden Flüssen zu unternehmen. Es ist dies das Gebiet des urartäischen Reiches, der georgischen und armenischen Königreiche, daneben uraltes Einfallstor nach Kleinasien einerseits und Mesopotamien andererseits. Den Spuren und Baudenkmalern dieser längst vergangenen Reiche auf anatolischem Boden nachzuspüren, ist das Ziel unserer Studienreisen. Die einstige Kaiserstadt Trapezunt, die gewaltigen georgischen und armenischen Kirchen, teilweise in schwerzugänglichen Gebirgsgegenden gelegen, die urartäischen riesigen Kammergräber auf dem Burgberg von Van und das einzigartige Grabdenkmal des Königs von Kommagene auf dem Nemrud Dag sind nur einige Höhepunkte dieser besonderen Reisen. Es sind keine Luxusreisen – einfache Hotels, teilweise Schotterstraßen und Verkehrsmittel, die nicht immer unserem Standard entsprechen, verlangen Toleranz, Anpassung und Geduld. Sie sollten darüberhinaus gut zu Fuß sein, da in diesen Reisen an einigen Tagen längere Wanderungen enthalten sind. Herrliche Landschaften, großartige Baudenkmäler auf geschichtsträchtigen Boden, aber auch der enge Kontakt zur Bevölkerung dieser Gebiete wird Sie die sicherlich auftretenden Unbequemlichkeiten auch rasch wieder vergessen lassen.

**Kommen Sie mit?**

*Im Jahr 1983 haben wir im Programm:*

### **Von Zentralanatolien zum Georgischen Sinai**

Reise 83/2-TA1 vom 14. 08. – 26. 08. 83 Leitung: Prof. Dr. Volker Eid



Wanderung auf fast 2000 Meter Höhe zur Otchta-Kirche, (Dörtkilise). Reise: Von Zentralanatolien zum Georgischen Sinai, Leitung: Prof. Dr. Volker Eid.



Isak Paşa Saray in Dogubayazit.

Reise: Von Erzurum zum Vansee, Leitung: Frank Teichmann.

### **Von Erzurum zum Vansee**

Reise 83/2-TA 2 vom 24. 08. – 06. 09. 83 Leitung: Frank Teichmann

### **Vom Vansee nach Kommagene**

Reise 83/2-TA 3 vom 05. 09. – 17. 09. 83 Leitung: Dr. Peter Stepan



Urartäisches Kammergrab am Burgberg von Van.

Reise: Vom Vansee bis Kommagene, Leitung: Dr. Peter Stepan.

**Früher erschienene Literatur zu Themen dieses Heftes im Karawane-Verlag:**

**URARTU - Ein vergessenes Königreich** von Peter Albrecht, in: Die Karawane 1972/Heft 1.

**DAS KÖNIGREICH VON KOMMAGENE** von Dr. Kurt Albrecht, in: Die Karawane 1968/Heft 2.

**OSTANATOLIEN - Ein landeskundlicher Überblick** von Dr. Günther Schweizer, in: Die Karawane 1975/Heft 1/2.

**ARMENISCHE REISE - Kirchen und Klöster in Ostanatolien** von Dr. Vera F. Hell, in: Die Karawane 1968/Heft 2.

**ZUR GESCHICHTE DER ARMENISCHEN KIRCHE** von Prof. Lic. Dr. Gert Hummel, in: Die Karawane 1968/Heft 2.

**ZWISCHEN ARAXES UND EUPHRAT - Zweitausend Jahre Reisen in Ostanatolien**, in: Die Karawane 1975/Heft 1/2.

**DAS KÖNIGREICH GEORGIEN UND SEINE GROSSE ZEIT UNTER DAVID III. UND TAMAR** von Prof. Dr. Volker Eid, in: Die Karawane 1977/Heft 4.

**DAS FELSENKLOSTER VON SUMELAS BEI TRAPEZUNT** von Dr. Vera F. Hell, in: Die Karawane 1967/Heft 3/4.

**DIE ARMENISCHE HEILIGKREUZKIRCHE VON AGHT 'AMAR** von Elfriede Storm, in: Die Karawane 1975/Heft 1/2.

**DAS MÖNCHTUM** von Prof. Dr. Volker Eid, in: Die Karawane 1967/Heft 3/4.

**KLÖSTER IM TUR ABDIN** von Dr. Vera F. Hell, in: Die Karawane 1975/Heft 1/2.

**MUTTER NINIVES KINDER - Erinnerung an die assyrische Nationalkirche der Nestorianer** von Hans Thoma, in: Die Karawane 1975/Heft 1/2.

Alle angeführten Karawanehefte sind nicht mehr lieferbar. Werden Sie Abonnent, Jahresbeitrag 1983 DM 20,-, 1984 DM 25,-.

## **DIE KARAWANE**

wird von der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde herausgegeben. Redaktion Peter Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 1-1983 kostet für Einzelbezieher DM 11,70. Jahresabonnement für 4 Nummern DM 20,-, ab 1984 DM 25,-. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

### *Bildnachweis:*

Prof. Dr. Volker Eid: Titelbild, S. 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 19, 20, 27, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35. Dr. Helmut Hell: S. 39, 43 unten. Ulrich Bock: S. 64, 68, 69, 70, 72, 73, 77, 79, 81, 82. Peter Albrecht: S. 4, 14, 15, 22, 23, 24, 25, 26, 28, 36, 38, 41, 43 oben, 47, 48, 49, 50, 83, 84. Archiv Karawane: S. 42, 46, 51. Karte S. 40 nach: J. M. Thierry, La Cathédrale des Saints-Apôtres de Kars (930-943), Paris 1978 (S. 2). Karte S. 44 nach: Russudan Mepisaschwili-Wachtang Zinzadse: Die Kunst des alten Georgien, 1977 (S. 8). Karte S. 61 nach: J. M. Thierry, Le Couvent Arménien d'Horomos, Paris 1980 (S. VII). Grundrisse S. 63, 76, 80 und Karte S. 62 nach: N. et M. Thierry, A propos de quelque Monuments chrétiens du Vilayet de Kars (Turquie) II. In: Revue des Etudes Arméniennes, Tome VIII, Paris 1971 (S. 189-213).

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie **Gratis-Verzeichnis**.

*Reiseprogramme für Studienreisen in den Kaukasus und in die Türkei*, bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Postfach 909, anzufordern.